Januar 1952



DER MARIENBOTE



Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. Januar 1952, North Battleford, Sask. No. 4

Dies und Das

Sinkende Christenheit Der Monat Januar ist seit uralten Tagen der Heiligen Familie geweiht. Das gottesfromme Zusammenleben der heiligen Drei, Jesus, Maria und Joseph, war unseren christlichen Vorfahren die Schule allen Familienlebens. Reich an Kindern war die Heilige Familie wohl nicht. Maria war und blieb doch die Jungfrau der Jungfrauen, und der, den sie empfangen, war nicht „aus dem Begehren des Fleisches“ geboren. Der Heilige Geist war auf Maria herabgekommen und die Kraft des Allerhöchsten hatte sie überschattet. Auch Joseph lebte jungfräulich und pflegte den Sohn, den Maria aus Gott geboren.

Kinderreich war die heilige Familie nicht. Reich war sie jedoch an Ehrfurcht vor den Gesetzen Gottes, an Gottvertrauen und an überirdischer Liebe. Diese Tugenden, von denen Wohl und Wehe, Heiligkeit und Unheiligkeit des Familienlebens abhängt, waren unserer tiefchristlichen Vorväter Familienregeln. Nach ihnen lebend, konnten sie jene Christenkultur vergangener Jahrhunderte aufbauen, auf die wir heute noch stolz sind.

Europa, das Land der großen, abendländischen christlichen Kultur, schaut heute erschauernd nach dem Osten. Die „unkultivierten“ (wie wir sie nennen) Slaven stehen vor den Toren des „Kulturlandes“. Noch sind die stolzesten Zeugen europäisch-christlichen Geisteslebens, die während des letzten Weltkrieges zerstörten Kirchen und Kathedralen Mitteleuropas, nicht wiederhergestellt, und schon droht ein neuer Feind. Während des letzten Weltkrieges – so sucht man sich zu trösten! – kämpften noch wenigstens „Christ“ gegen „Christ“. Heute steht der Urfeind allen Christentums, der slavische Bolschwismus, dem Abendlande kampfbereit gegenüber. Heute geht es ums Ganze: Der Osten gegen das Abendland, die Riesenmacht der Gottlosigkeit gegen alles Christliche.

Schwer wird auf beiden Seiten gerüstet. Hüben und drüben baut man an denselben Verteidigungs- und Angriffswaffen. Nur hier und da läßt sich eine Stimme hören, die da an die allerechtesten aller Christenwaffen erinnert: An die Gnade und an das Beten.

Die Gnade und das Beten! „Du aber, Herr, bist mein Beschirmer“, betete David im dritten seiner Psalme. Uns liegen derartige Worte nicht so leicht auf den Lippen. Wie sollten sie auch, nachdem wir den Herrn verlassen haben? So weit verlassen, daß er uns fast wie ein fremdes Wesen ist, das mit den Geschäften dieser Welt nichts zu schaffen hat? So weit verlassen, daß wir heute voll und ganz auf die Kraft unserer Weisheit und Waffen vertrauen und Gottes Gnadenhilfe als Sache der Kinder und frommer Schwestern betrachten?

Wir reden von den „unkultivierten“ Slaven

des Ostens. Wie steht es jedoch mit unserer Kultur? Seien wir uns ganz klar darüber: Nicht dort ist man Kulturmensch und intelligent, wo man wissenschaftlich, technisch, medizinisch, philosophisch, politisch und geschäftlich denken kann, sondern dort, wo man alles dieses versteht und dazu noch christlich, edel, schön und – gottähnlich denkt und handelt.

Dieses Kulturlicht ist nicht mehr unter uns. Der deutlichste Beweis unseres unchristlichen „Kultur"denkens ist der erschauernde Zerfall des Christengeistes unserer abendländischen Familien. Die Sache ist viel ernster als wir sie uns vorstellen, wenn wir hier und da einmal eine ordentliche Predigt über das Übel der geplanten Einkinderfamilie hören.

Betrachten wir einmal unsere Lage nach der Tatsache von Zahlen.

Im Jahre 1800 gab es in Europa 66 Millionen Slaven. Das heißt, 36% aller Europäer gehörten dem europäisch-slavischen Osten an. Im Jahre 1900 erhöhte sich die Zahl der Slaven auf 166 Millionen, das heißt auf 42%. Zur gleichen Zeit erhöhte sich die Zahl der germanischen Völker (Deutschland, Österreich, England, Holland, Skandinavien) von 57 auf 124 Millionen. Der Zahl nach sehen wir hier ein Wachstum. In Wirklichkeit jedoch sank die Zahl der germanischen Völker Europas auf 31%. Mit den romanischen Völkern (Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen) sieht es noch schlimmer aus. Ihr Prozentsatz sank während derselben Zeit von 34 auf 26%. Heute haben diese Zahlen wieder ein anderes Bild: Die Slaven siind von 42 auf 51% gestiegen, die germanischen Völker von 31 auf 27%, und die romanischen Völker von 26 auf 22% der Bevölkerung Europas gesunken. Es stehen gegenwärtig in Europa also 51 Slaven 49 Nichtslaven gegenüber, und während die Zeit weiter voranschreitet, ändern sich diese Zahlen immer wieder zugunsten des Ostens – und zum Zerfall des Westens.

Weder die sogenannte „Unsauberkeit" der Slaven, noch deren „Rückständigkeit" in medizinischen und anderen „zivilisierten" Dingen konnte das Wachstum der Völker des Ostens aufhalten. Selbst die Undinge, die wir über die „wilden" Ehen des bolschewistischen Rußlands hörten, waren keine Hemmung. Im Gegenteil: Was wir heute als „zivilisiert" betrachten, hat das moderne Rußland schon seit Jahren als „höchst unzivilisiert" gebrandmarkt. Ehescheidungen sind im heutigen Rußland höchst erschwert, Abtreibungen werden mit schweren Strafen bedroht, das geplante Einkindersystem wird dort naturwidrig und volksschädlich genannt.

Wo ist nun Kultur? Im Osten oder im Westen? Sie ist weder dort, wo man, wie der Bolschewismus es tut, alles Christentum mit Stumpf und Stil auszurotten sucht, noch ist sie unter uns, wo man sich zum Christentum bekennt, und zu gleicher Zeit das Familienleben unter Gesetze stellt, die nicht einmal vom bolschewistischen Russen anerkannt werden.

Noch vor kurzem mußten wir erleben, welch ein Schrei des Entsetzens „im Namen der Menschlichkeit" (nicht des Christentums!) von Christen ausgestoßen wurde, als Papst Pius XII an die Heiligkeit des Lebens des ungeborenen Kindes erinnerte, dem jede Gelegenheit gegeben werden müsse, das Licht der Welt zu erblicken, selbst wenn die Mutter daran sterben sollte.

Das ist es eben. Wir sind vom Christentum zur reinen „Menschlichkeit" herabgesunken. Der Ausdruck „herabgesunken" ist wahrlich nicht zu viel gesagt. Christ sein heißt viel mehr als reiner, natürlicher Mensch sein. Der Christ ist vergeistigter, selbstloser, gottdienender Mensch. Dem sognannten „menschlichen" Menschen sehen wir diese Dinge nicht an. Im Gegenteil: Je menschlicher er ist, das heißt je freier vom Christentum, um so mehr zeichnen ihn Materialismus, Selbstsucht und Eigendienst aus. Je losgelöster von Gott, umso mehr ist er sich selbst Gesetz. Keinem Gotte und keinem Nachbar fühlt er sich verantwortlich. Nur seine Wünsche gelten und seine Begierden und sein Denken. In der Ehe und in allen andern Dingen.

Prüfen wir einmal, wie weit wir alle schon von dieser Krankheit angesteckt sind. Kann ein geistig und sittlich krankes Geschlecht wohl noch jene Kräfte aufbringen, die notwendig sind, unsere allerhöchsten christlichen Ideale zu verteidigen? Diese Ideale sind ja nicht mehr da. Darum sieht man auch nicht ein, warum sie zu verteidigen sind. Falls sich der Westen gegen den Osten zu verteidigen haben sollte, wird dieser Kampf ganz gewiß nicht viel mit der Verteidigung einer Kreuzritterburg gemeinsam haben. Wir sind halt keine Kreuzritter mehr. Wir sind fast wie die – ungläubigen Barbaren.

Die Sünde der Väter rächt sich an den Kindern, sagt ein altes, weises Sprichwort. Wie sieht die Zukunft wohl aus, die wir unseren Kindern bauen? Werden die Bausteine der Selbstsucht, die wir so fleißig benutzen, wohl jenes Jahrhundert des Frie-

dens und des Glückes bauen, von dem wir so viel reden? Die Alten bauten nach den Gesetzen des Kreuzes, des Schweißes der Stirn und der Begnügsamkeit unter Dornen und Disteln. Sie glaubten an ein Erdenleben der Nachfolge des Gekreuzigten und an das Land hinter den Grenzen des Todes, wo allein Frieden und Glück zu finden sind, weil dort Gott ist, der der Eine ist und das All. Wir machen es umgekehrt. Wir zerstören die Gesetze des Kreuzes, reden von Zukunften ohne Schweiß und von Tagen des Reichtums durch die wissenschaftliche Technik des Brotbauens, der Maschinen und der Politik.

Während wir so weise dahinreden, auf „zivilisierte" Zeitungen pochen und „intelligente" Bücher lesen, wächst der Osten. Und der Westen schreibt und redet und eifert und übt Geburtskontrolle, Abtreibung, geplantes Einkindersystem und das noch viel bequemere Keinkindersystem. Vor hundertundfünfzig Jahren gab es in Europa 65 Nichtslaven gegen 35 Slaven, heute sind es nur 49 gegen 51. Wie wird die Zahl in hundertundfünfzig Jahren aussehen?

In hundertundfünfzig Jahren leben wir nicht mehr. Da soll man zusehen wie man fertig wird.

So spricht man gar schnell, ohne zu merken, wie erschreckend gerade hier ausgedrückt wird, was ja gerade unser Untergang ist. Wir haben kein Verantwortungsgefühl mehr. Seit Gnade und das Beten uns nicht mehr viel oder gar nichts mehr gelten, ist auch aller Verantwortungssinn geschwunden.

Wollten wir doch nur einmal ernste Gewissenserforschung halten! Wir würden sehen, wieviel das einfache Fest der Heiligen Familie uns noch an rechter Erkenntnis und an Kraft geben könnte. Der Heiland hat schon recht gehabt, als er sagte: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder." Den Kindern ist das Glauben noch schön. Je einfacher die Dinge an die zu glauben ist, umso schöner. Uns Großen sind solche Dinge wie die Heilige Familie viel zu „kindisch". Man hat Wichtigeres zu tun und zu denken als zu Jesus, Maria und Joseph aufzuschauen.

Wichtig sind die Dinge schon, die wir heute leben und nach denen wir streben. Wichtig in so fern, als sie stark genug sind, dem Christentum des Abendlandes ein für alle mal das Grab zu schaufeln.

— Der Schriftleiter

* * *

Erste Eindrücke Neueingewandeter hier in Canada: Zum Erstaunen, wie ernst die Katholiken hier ihren Glauben nehmen; wie man hier überhaupt keine Standesunterschiede kennt: Nimmt man eine Taxi, setzt man sich einfach neben den Chauffeur und unterhält sich mit ihm. Wo hätte man so etwas in Europa oder in Ägypten, woher wir gerade kommen, gesehen? Erstaunlich auch, wie geschmackvoll hier in Canada selbst in der weltverlassensten Ortschaft die Mädel gekleidet sind! (Das haben zwei junge unverheiratete Schlesierbuben gesagt, die erst seit einigen Wochen in Canada sind Madle – watch out!"

* * *

Ein fauler Kopf, ein faules Ei, zwei Dinge, doch ganz einerlei.

* * *

Der Faulenz und der Lüderli sind zwei Zwillingsbrüderli.

* * *

Dem Faulpelz geht die Arbeit von der Hand — wie das Pech von der Wand.

* * *

Feuer und Wasser sind zwei gute Diener, aber schlimme Herren.

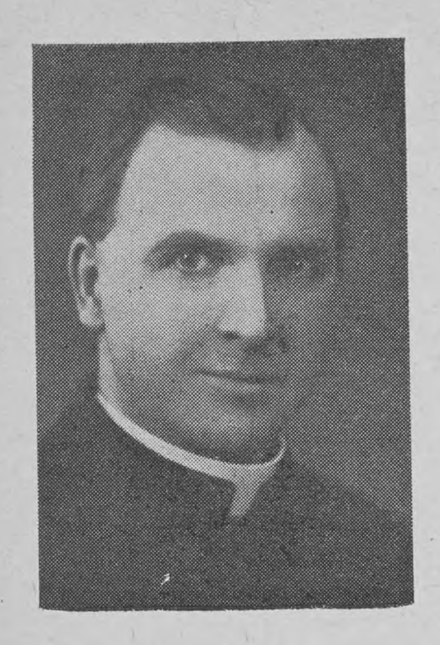
* * *

Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Gesicht.

* * *

Ein Stern, den Gott entzündet, ist jedes Menschenherz.

* * *



Pater Alfons Schaller, O.M.I. ✝

Am 4. Januar haben wir wieder einmal einen unserer deutschen Oblatenpatres zu Grabe getragen. Es war Pater Alphons Schaller O.M.J., Pfarrer der Gemeinde Goodsoil, Sask. Ende Oktober vergangenen Jahres fuhr der am 17. November verstorbene Pater P. Funke O.M.J. nach Goodsoil, um Pater Schaller, der sich damals schon unwohl fühlte, während der Feiertage des 1. und des 2. Novembers auszuhelfen. Pater Funke kam krank zurück und starb vier Tage nach seiner Heimkehr von Goodsoil. Pater Schallers Gesundheit wurde inzwischen auch immer schwächer. Niemand jedoch dachte an ernste Dinge. Anfangs Dezember kam Pater Schaller nach North Battleford, um sich im Krankenhause untersuchen zu lassen. Der Verstorbene klagte über Schmerzen in der Lunge. Die Ärzte glaubten Lungenkrebs feststellen zu müssen. Sie rieten dem Verstorbenen, nach Weihnachten nach Regina zu fahren, um sich in der dortigen Krebsklinik gut untersuchen zu lassen.

So weit kam es jedoch nicht mehr. Pater A. Schaller wurde plötzlich immer schwächer. Ein schwerer Blutsturz stellte sich ein, und ein paar Stunden drauf rief der Herr seinen Priester zu sich. Das war am 31. Dezember. Die Leiche des Verstorbenen wurde am 2. Januar nach Goodsoil genommen. Dort, in der Pfarrgemeinde des P. Schallers wurde am 3. Januar ein feierliches Totenamt gehalten. Am folgenden Tage feierten wir Oblaten das Totenamt für den Verstorbenen hier in Battleford, und trugen ihn zur letzten Ruhe. Pater Schallers Grab ist auf unserem Oblatenfriedhof hier in Battleford, gleich neben dem Grabe seines Freundes, des im November verstorbenen P. Funke. O.M.J.

Pater A. Schaller O.M.J. war im Jahre 1899 in der Diözese Metz (Elsaß-Lothringen) geboren. Als alter Weltkriegssoldat kam er im Jahre 1921 zu den Oblaten. Fünf Jahre später wurde er zum Priester geweiht. (Pater Schaller feierte voriges Jahr sein silbernes Priesterjubiläum; Pater Ph. Funke schrieb den Jubiläumsartikel für den Marienboten). Kurz nach seiner Priesterweihe kam Pater Schaller nach Canada, wo er in der St. Mariengemeinde zu Regina mit seiner Oblatenpriesterarbeit begann. Sein außerordentliches Predigertalent machte ihn bald in ganz Regina höchst beliebt. Pater Schaller war ein Arbeitspferd und ein Organisator erster Klasse. Nicht genug mit Seelsorge- und Jugendarbeit in der St. Mariengemeinde (bekannt ist seine Mitarbeit an den damals in allen deutschen Gemeinden berühmten Passionsspielen der Männer und Frauen von St. Marien), machte sich der Verstorbene daran, den Marienboten zu gründen. Zusammen mit dem hochw. Pater J. Bökenföhr O.M.J., zur Zeit Generalassistent des Oblatenordens, übernahm er die Schriftleitung und die Sorge um die Finanzierung des neuen Marienboten. Das war im Jahre 1932. Kurz darauf wurde Pater Schaller – als Nachfolger des P. Ph. Funke O.M.J. – zum Sekretär des deutschen Volksvereins ernannt. Zur gleichen Zeit wurde er von Regina nach Prelate versetzt. Um der vielen Dienstreisen wegen bessere Zugverbindung zu haben, siedelte der Verstorbene bald von Prelate nach Wilkie, Sask., um. Lange Jahre war er dort Pfarrer, bis ihn der Gehorsam in die große katholische Gemeinde von Goodsoil sandte, wo er seine Priesterarbeit in dieser Welt beschloß.

Pater Schaller war kaum 52 Jahre alt, als er starb. Er hat während seines verhältnismäßig kurzen Priesterlebens seinen Teil am Aufbau des Gottesreiches geleistet. Vor Jahren, als Pater Schaller noch bei voller Gesundheit war, gehörte er zu den besten Kräften der Oblatenprovinz von St. Marien. Nun hat er seinen Priesterweg beendet. Kalten, eisigen Schnee treibt der Präriewind über sein frisches Grab. Einsam wie sein Präriegrab ist

Schluß auf Seite 26

Einwanderung - zwei Ansichten

„Canadian Scene"

Es macht sich immer mehr in Canada eine Meinungsverschiedenheit geltend, ob die Beibehaltung der jetzigen Einwanderungsquota gerechtfertigt sei. Auf der einen Seite verkündet das Federale Arbeitsamt, daß die Zahl der Anstellungen in Canada einen allzeitigen Höhepunkt erreicht habe. Auf der anderen Seite lassen die Immigrationsbehörden und andere Obrigkeiten eine wachsende Neigung zur Vorsicht erkennen in der Erwägung der Frage, zu dieser Zeit Einwanderer in großen Mengen hereinzubringen.

Die nachfolgenden Redaktionskommentare, die das Problem von zwei verschiedenen Seiten betrachten, mögen daher von Interresse sein. Der Globe und Mail, eine nicht regierungsfreundliche Tageszeitung, sprach sich hierüber wie folgt aus:

Während der ersten neun Monate des Jahres 1951 hat Canada 129,885 Einwanderern die Tore geöffnet. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß die von der Regierung für das Jahr 1951 festgesetzte Quota von 150,000 leicht erreicht werden wird. Das ist eine erfreuliche Tatsache. Wie verhält es sich aber mit der Quota für 1952? Soll sie erhöht oder herabgesetzt werden?

Es bestehen drohende Anzeichen dafür, daß es die Absicht der Regierung ist, sie herabzusetzen. Letzte Woche sagte der Einwanderungsminister Harris in Toronto, daß zur gegenwärtigen Zeit Canada keine neuen Bürger mehr absorbieren könne. Als Grund gab er Arbeitslosigkeit an und gab zu verstehen, daß solange dieselbe auf dem jetzigen Niveau stehe, Ottawa den Strom der Einwanderer hemmen werde.

Mr. Harris hat also plötzlich seinen Ton gewechselt. Noch am 1. Oktober erklärte er vor einer Anhörerschaft in Toronto, wie leicht es sei, Neu-Ankömmlinge unterzubringen.

Letzten Winter sagte Mr. Harris, daß Canadas Rüstungsprogramm der Einwanderung eine neue Priorität gegeben habe. Er warnte „vor einem weitgreifenden Arbeitermangel im Frühjahr 1951". . . .

Wir leiden immen noch an der Knappheit wichtiger Materialien für unsere eigenen Bedürfnisse und die unserer Allierten. Schleppende Nahrungsmittel Produktion ist nach wie vor ein Zeichen unseres ernstlichen Mangels an landwirtschaftlichen Hilfsarbeitern — eine Situation die heute schlimmer ist als am Ende des Krieges. Der Bau des St. Lawrence Wasserweges und Kraftanlagen ist nicht weit weg, mit Dutzenden von andern großen Projekten, deren Ausführung eine Menge von Arbeitern benötigen werden.

Auf dem Gebiete der Rüstungsindustrie ist unser Produktionsprogramm immer noch nicht richtig in Gang gekommen. Was unsere Wehrmacht anbetrifft, so ist es völlig klar, daß das Ziel von 115,000 Mann das wir uns bis Ende 1954 gesetzt hatten, zu niedrig und zu müßig ist.

In diesem Lichte betrachtet, ergibt sich die peinliche Feststellung, daß Mr. Harris über die Arbeitslage nicht unterrichtet ist. Wenn er erklärt, daß wir keine Immigranten mehr aufnehmen sollten, gibt er nur dem leichten Druck einer momentan etwas ungünstigen Situation Ausdruck. . . .

Der Toronto Star schrieb am Tage zuvor:

Canadier werden die von Mr. Walter Harris gemachte Erklärung, daß die Einwanderungspolitik der Regierung ganz auf die bestehenden Arbeitsverhältnisse eingestellt ist, begrüßen. Der Minister sagte, daß wegen dem jüngsten Anschwellen der Arbeitslosigkeit, die Einwanderungsquota nach Canada herabgesetzt werden wird. Diese Erklärung gibt keinen Anlaß zur Beunruhigung, weil der Zufluß von Einwanderern dieses Jahr seit der gedeihlichen Periode der 1920er Jahre alle Ziffern übertrifft und Arbeitslosigkeit, obschon sie in einigen wenigen Regionen ernst genommen werden muß, keinen alarmierenden Umfang angenommen hat.

Canada braucht Immigranten und wird das auch weiter der Fall sein. Aber seit Kriegsende sind nicht weniger als 560,000 Leute nach der Dominion gekommen. Während den ersten neun Monaten von 1951 wurden 130,000 Neu-Ankömmlinge zugelassen, eine Zunahme von 75,600 über die gleiche Periode des Vorjahres. Es liegen alle Anzeichen

Das Rumpelgespenst

„Was ich gehört habe, das hab ich gehört", hüstelte die schwerhörige Tante Mariann und nickte ein paarmal mit dem Kopf. Dann verkroch sie sich wieder in den Ohrensessel und zog den dunklen, grüngetupften Fransenschawl soweit über sich zusammen, daß nur ihr gelbliches Gesichtchen mit den pechschwarzen italienischen Augen im Dämmerlicht der Stube zu sehen war.

Vorne, ganz beim Fenster, saß der Altknecht, aus Becchi und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte herum. „Ja-ja, ich glaube schon!" schrie er — die Tante hörte in letzter Zeit sehr schlecht, er mußte so schreien — „ich glaubs ja, daß es bei euch in Kaprillio gerumpelt hat!" Und etwas leiser fügte er hinzu: „Wer weiß obs nicht in euren Köpfen war."

„Zwei Nächte schon" ließ sich die Tante jetzt wieder hören, und deutete dabei mit dem langen dünnen Zeigefinger zur rußigen Holzdecke hinauf, „zwei Nächte schon gehen sie um." Der Arm verschwand wieder unter dem Tuch.

„Weiß der Herr, was sie gehört hat", brummte der Altknecht mehr vor sich hin als zur Frau Margaret hinüber, die mit einem Strickzeug in der Ecke unter dem Kreuz saß. —

Alljährlich, zur Zeit der Traubenlese, kam Frau Margaret Bosco mit dem Knecht herüber zu ihrer kranken Schwester — seit Jahren —; aber solche Dinge hatte sie doch nicht erleben müssen. Sie seufzte ein wenig. „Wenn halt der Markus da wäre", meinte sie, „der würde wohi hinaufgehen. Der hatte Kraft für zwei gehabt." — „Ja, und für drei gegessen", lachte der Knecht.

Wahr ists schon, dachte die Frau. — Damals, nach dem Tod ihres Mannes, waren die beiden Knechte — fast ohne Lohn — bei ihr geblieben. Aber als ihre eigenen Buben größer geworden waren, mußten sie den guten Markus auszahlen und verabschieden; sie hätte ihn mit bestem Willen nicht mehr durchfüttern können.

„Was übrigens die Kraft angeht", begann jetzt der Altknecht wieder, „wenns bloß darauf ankäme: Da soll doch ruhig einer kommen! Was? Zu Vieren, meinetwegen dürften sie kommen: Den einen der Länge nach gepackt und die andern drei damit versohlt! Jawohl! So macht man das!"

Neben Frau Margaret saß ihr Jüngster. Johannes hieß der. Ganz Aug und Ohr war er, als der Knecht so renomierte. Oh, so stark werden wie der, das wollte er auch. Der Länge nach einen packen und die andern damit —

„Aber mit denen da" — der Knecht wies mit dem Daumen zur Decke hinauf — „mit denen — nein . . ." Er ließ die schwere Hand sinken und strich ein paarmal glättend über das grobleinene Tischtuch. Nein, mit denen da wollte er nichts zu schaffen haben.

Dem Buben ging das nicht ein. Wer es mit vieren aufnimmt, und

---

dafür vor, daß die frühere Voraussage des Einwanderungsministers — 150,000 — in Erfüllung gehen wird.

Die Zustände auf dem Arbeitsmarkt sind gut, obwohl einige Regionen, einschließlich London und Windsor, sehr unter temporären Arbeiterentlassungen leiden. . . . Nach den letzten Bekanntmachungen stellt sich die Arbeitslosigkeit auf 2.6 % der gesammten Arbeitskräfte. Noch vor wenigen Jahren hätte man dies als einen erstaunlich günstigen Prozentsatz angesehen. Die canadische Wirtschaft arbeitet in der Tat fast zur vollen Kapazität und die Zahl der beschäftigten Zivilpersonen erreichte einen allzeitlichen Höhepunkt von 5,343,000. . . .

In einigen Industriezweigen besteht ein Mangel an geschulten Arbeitern, der durch Trainierung von Canadischen Arbeitern und durch Einwanderung gehoben werden muß, aber nicht notwendigerweise im Maßstabe der letzten 10 Monate.

In Anbetracht all dieser Tatsachen muß man die Einsicht der Federalen Regierung anerkennen, daß sie es für zweckmäßig findet, sich in der Einwanderungsfrage neu zu orientieren. In ihrer Immigrationspolitik trachtet die Regierung natürlich darnach, mehr als eine bloße Anstellungsagentur zu sein.

sich vor etwas fürchtet, das er gar nicht kennt, der ist nicht stark.

Jetzt ging die Türe auf und der Onkel kam herein. Er grüßte halblaut nur und ein wenig bedrückt, wie es schien. Hinter ihm ging der Dingbub, der hier auf dem Meierhof von Kaprillo daheim war; aber er trat nicht in die Stube. Er blieb unter der Tür stehen.

„Warum gehst Du denn nicht herein?" fragte Johannes.

Es war bereits so dämmrig geworden, daß niemand bemerken konnte wie pfiffig der Kleine dabei lachte.

„Ist es schon dagewesen?" forschte der Dingbub und bekam ganz große, wässerige Augen.

„Was denn fragte Johannes:

„Das — Gespenst" hauchte der Bub und fuhr sich mit dem Daumen längsseits übers Gesicht.

„Der Fahrer da soll wohl ein Kreuzzeichen gewesen sein?" meinte Johannes und packte den älteren Kameraden am Rock. „Du bist so ein Hasenfuß." Widerwillig ließ sich der ältere Dingbub von dem Kleinen auf die Bank ziehen.

„Jaja", machte der Onkel ein paarmal. „Jaja." Er schnürte bedächtig die Schuhe auf, zog sie aus und tappte bloßfüßig zum Herd.

„Da auf dem Tisch steht das Essen schon" sagte Margaret, seine Schwägerin, und schob ihm die Schüssel zurecht.

Der Mann und der Dingbub falteten die Hände an der Tischkante und machten ein Kreuz. „Die könnens tatsächlich nicht richtig", dachte Johannes.

„Wird Zeit, daß wir essen", brummte der Onkel, „sonst kommen sie uns wieder dazwischen, die Gottseibeiums." —

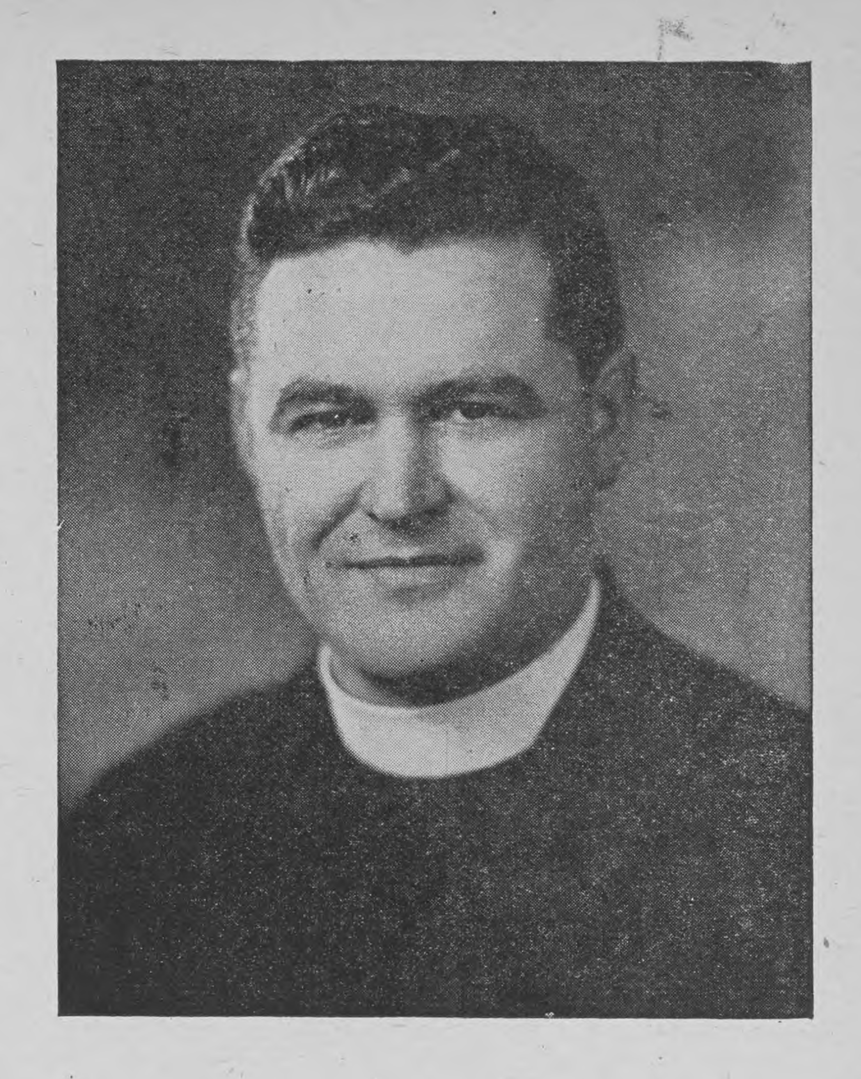
Die großen Leute murmelten ein paar geweihte Formeln gegen solche bösen Geister und seufzten hinterher.

„Was hast du denn da zu lachen, hm?" fuhr der Oheim den kleinen Johannes an. „Weil ihr schon so groß seid und noch Angst habt", erwiderte der Junge. Ist doch auch so.

Der Onkel fuchtelte mit der Gabel, die er voll Makkaroni hängen hatte, in der Luft umher und schrie ihn an: „Wer keine Angst vor dem Teufel hat, der hat auch keine Angst vor dem Herrgott!" So schrie er und kam dabei mit seinem Gesicht so nahe zu Johannes hin, daß dieser sofort den Schnaps roch, den der Herr Onkel getrunken haben mußte.

„Ich hab ja Angst", sagte Johannes. „Bei Gott habe ich Angst, daß ich ihn beleidigen könnte. Und beim Teufel, daß er Euch holt, wenn Ihr immer Schnaps trinkt."

Die Mutter puffte ihn ein klein-



Der hochw. P. Johannes Boekenfoehr, O.M.I., Generalassistent des Oblatenordens, besuchte kurz nach Neujahr Battleford. Wir wünschen ihm Gottes Segen und viel Erfolg.

Es ist ein Unterschied, ob man Gift besitzt, oder ob man vergiftet ist. Wie die Apotheker fast alle Gift in ihren Apotheken haben, ohne selbst vergiftet zu werden, so kannst du Reichtümer haben, ohne daß sie dein Herz vergiften. Das ist der Fall, wenn du sie im Besitze hast, aber nicht sie dich besitzen. Reich sein und arm im Geiste, das ist der große Vorzug des Christen; denn er hat dann für diese Welt den Vorteil des Reichtums und für jene Welt das Verdienst der Armut.

Hl. Franz von Sales.

* * *

wenig von hinten an. „Schlingel" flüsterte sie ihm ins Ohr Es war aber kein Tadel.

Dem Onkel war die Makkaroni ein wenig zu trocken geworden.

„So", sagte er heiser. „Soso." Dann stand er auf, öffnete das Fenster und holte ein paarmal tief Atem.

„Gestern ist er dagewesen, der — Du weißt es schon wer", flüsterte der Dingbub zu Johannes hinüber. Dabei zog er den Holzteller des Oheim zu sich hin und spießte eine beachtliche Ladung Makkaroni auf seine Gabel.

„Hast Du ihn gesehen?" fragte Johannes.

Der Bub schüttelte den Kopf. Antworten konnte er nicht, weil er den Mund so voll hatte. Er deutete nur mit der leeren Gabel zur Decke hinauf.

„Iß erst den Mund leer, bevor du antwortest", mahnte Frau Margaret den Dingbuben. Sie legte das Strickzeug weg und nahm ihren Jungen bei den Schultern, „na", sagte sie, „jetzt schaun wir, daß wir heim kommen."

Der Dingbub hatte die Ladung hinuntergewürgt: „Gerumpelt hat es, sag ich euch — gerumpelt! Das war er bestimmt." — Die großen Leute sind komisch, dachte der kleine Johannes, während er den Kopf ein wenig auf den Arm der Mutter legte und die Augen ganz eng machte, — da beten sie und gehen in die Kirche und sagen bisweilen, daß der liebe Gott alles recht machen werde, und wenn dann eine Ratte oder ein Hausmarder über die Tenne rumpelt, dann fürchten sie sich wie vor einem Elefanten. Dann muß gleich eine arme Seele die Menschen mit Kindereien schrecken oder gar der Teufel losgelassen sein und auf dem Dachboden herumhopsen.

Johannes fielen die schweren Augenlider ganz zu. — Der liebe Gott ist doch kein Kindskopf, dachte er noch, er sorgt doch für uns, wie eine Mutter, oder vielleicht noch mehr. Und ganz hell ist er, wie das Fenster dort vorne — oder ist das gar kein Fenster, sondern Tante Marianns fahles Gesicht? Aber das wird ja immer heller und strahlender — ein so schönes, strahlendes Antlitz, wie er es schon einmal träumend gesehen hatte — „wer bist Du denn" — möchte er fragen — da lächelt die Frau und kommt immer näher, ganz in blendendes Weiß gekleidet. — „Johannes", sagt sie, „kennst du mich denn nicht?" „Ja", entgegnet er, „Du bist die Madonna!" —

Komm wir gehen jetzt heim, Du schläfst ja schon" sagt jemand und rüttelt ihn wach. — Oh, mitten aus dem schönen Traum heraus! — Es ist schon ganz dunkel geworden in der fremden Stube. „Ja", sagt Johannes schlaftrunken und mit sandigen Augen, und nickt schon wieder halb ein, „gehn wir heim." —

Rumm, bumm bumm — — —

Was — was war das eben? Der Bub fährt auf; mit einem Schlag ist er hellwach. Es ist mäuschenstill. Die Erwachsenen sitzen wie erstarrt mit angehaltenem Atem. In der Dunkelheit sieht Johannes nur die weiße Hand der Tante, die ein paarmal hintereinander ein Kreuz schlägt.

„Es — — ist da!" Der Dingbub war aus der Stube draußen, ehe der Oheim die Worte hervorgeglucksт hatte. Die Türe fiel hart hinter ihm zu.

Im Dunkel saß die Tante aufrecht im Ohrensessel. „Die Kerze, die geweihte Kerze!" Ihre Stimme klang pfeifend und heiser.

Nun tappte der Oheim zum Wandschrank, holte die Kerze, die geweihte, von ihrem gewohnten Platz und stellte sie auf den Tisch. Der Altknecht gab ihm Feuer. Der gelbe Schein des Lichtes zitterte über die Wand und auf die Gesichter. „Es sollte eines ins Dorf gehen und den Pfarrer holen", flüsterte der Altknecht. "Ja, lauf zum Pfarrer", sagte der Onkel mit gedämpfter Stimme zu Johannes. „Erzähl ihm alles."

„Was denn?", fragte der Bub. „Wenn ein Dachs auf dem Dachboden herumstreut, braucht man einen Stecken und nicht den Herrn Pfarrer."

„Red nicht so siebengescheit", zischte ihn der Onkel an. „Wie soll denn da ein Dachs hinaufkommen?" —

„Vielleicht ists der Wind gewesen und die Türe steht offen", riet Johannes.

„Dummes Gerede", fauchte der Mann, „die Tür ist zu! Ich hab

sie doch selber zugesperrt und den Schlüssel eingesteckt." Und zum Beweis fingerte er einen großen, rostigen Schlüssel aus dem Hosensack und hielt ihn dem Buben dicht vor die Augen. „Da, Du ganz Gescheiter, Du!"

„Ich glaub, es ist besser, wir gehn jetzt heim" — sagte Frau Margaret und stand auf. „Aber den Knecht laßt mir wenigstens da" — flehte der Onkel.

„Wer weiß, ob Du uns morgen noch am Leben triffst." —

„Bestimmt", erwiderte die Frau und nickte ein wenig schalkhaft und gütig ihrem Schwager zu. „Komm, Johannes gehn wir."

Aber sie kamen nicht bis zur Türe — Brrrrrr — machte es genau über ihnen. Brrrrrr — bumm. —

„Alle guten Geister" — keuchte der Oheim. „Heute treiben sies ganz wild."

Sind sie wieder da?" Die Tante saß steil im Sessel und hielt das Hörrohr gegen den Plafond.

Die andern nickten: „Ja."

Ganz deutlich, hier, genau über dem Tisch: Ein Klopfen, ein kugelndes Klappern wie von dürren Stecken — oder sind das Knochen? — und dann ein schleifendes Geräusch; von da nach dorthin, bis es plötzlich mit einem Kopfschlag erstarb. Kein Ton, kein Laut sonst. Es war grauenhaft.

Johannes wandte sich zur Tür. „Ich komm gleich", sagte er. Hinter der Bodenstube angelte er, im Dunkeln tastend, die Stalllaterne heraus. Sie war dick verstaubt. „So", sagte er in der Stube. „Jetzt gehn wir hinauf und schauen nach."

„Recht so" — nickte Frau Margaret ihrem Kleinen zu.

„Ich übernehm keine Verantwortung für das alles!" zischte der Onkel.

Ist auch nicht notwendig", lächelte Frau Bosco und ging rasch hinter Johannes die alte, knarrende Treppe hinauf.

Sie standen vor der eisernen Feuertüre. Der Onkel legte das Ohr daran und alle lauschten. „Hörst Du was?" fragte der Knecht. „Ich — ich glaub nicht" — hauchte der Onkel und machte ein Gesicht wie auf einer Blitzlichtaufnahme.

So sperr doch auf." Johannes nahm die Laterne hoch.

„Ja. Ganz recht", sagte der Onkel mit brechender Stimme und steckte — immer fluchtbereit — den Schlüssel ins Schloß. Kreischend gab der Riegel nach. Dann traten alle ein paar Schritte zurück. Johannes stieß die Tür weit auf und hielt das Licht hoch. Es roch nach Gebälk, Staub und Stroh. Alte, dumpfe Dachbodenluft kam aus der Türe. Das Licht flatterte zitternd hinter halbzerbrochenen Glasscheiben.

Mit hochgehaltener Laterne ging der Bub in den dunklen Dachraum. Ein paar Strohhalme raschelten.

„Bleib stehen" keuchte der Knecht schweißtriefend vor Aufregung und warmer Speicherluft und hielt ihn am Kittel zurück.

„Ist ja bis jetzt nichts los" sagte Johannes ganz laut und normal. Dabei leuchtete er mit der Laterne den Raum aus, soweit der geringe Lichtschein eben reichte. Die übrigen Leidtragenden kamen nun auch bis knapp unter die Türe. Der Onkel tappte sogar einen Schritt weit in den Dachboden hinein.

„Also sagte Johannes, „es ist nichts da." Aber du hast es doch selber gehört!" Der Onkel äugte während er sprach, unentwegt den fahl erhellten Speicher ab.

„Freilich muß irgend etwas losgewesen sein", erwiderte der Bub. „Aber scheinbar hat das Gespenst noch mehr Angst als Du."

Laß die dummen Witze hier!" Der Oheim kannte sich kaum mehr. Johannes hielt ihm das Licht hin und bat ihn, es zu halten. Zögerd ergriff dieser die Laterne und schwenkte die offene Blende gegen das Gebälk. Im Türrahmen standen die andern und sahen dem Buben nach, der jetzt ganz in den Speicher hinein ging. Sein langer Schatten spielte hüpfend im Gebälk. Johannes drehte sich suchend nach allen Seiten, bückte sich, um hinter die

---

Der Graf von Oropesa unterhielt sich wieder einmal mit dem heiligen Petrus von Akantara und meinte:

„Der Herrgott muß mal ganz gründlich seine Tenne reinigen. Die Welt ist von Schlechtigkeit überschwemmt. Da hilft kein anderes Mittel mehr."

„Warum denn nicht?" entgegnete der andere. „Da gibt es ein gutes Mittel und dabei ein ganz einfaches."

„Und das wäre?"

„Fangen wir bei uns selbst an mit der Besserung. Wenn wir zwei sind, wie wir sein sollen, dann sind schon zwei weniger, die ein Heilmittel brauchen. Gott wird uns dann helfen, auch andere besser zu machen und es wird wirklich wieder besser."

Aus dem Sonntagsblatt

Balkenschatten sehen zu können, und sagte: „Nichts zu sehen, aber auch rein gar nichts!"

—Da der Knecht schrie plötzlich, sein Arm wies in die Ecke:— „Da"— schrie er.

Johannes wandte sich blitzschnell.

Wahrhaftiger Gott! Da bewegte sich etwas , etwas niederes, Rundes — ein Korbsieb kam da auf ihn zu, ganz allein, mit dem Gitter nach oben — direkt zu ihm her. Der Onkel stieß einen gurgelnden Laut aus, die Laterne fiel klirrend zu Boden, die Kerze erstarb unter den Trümmen — es war stockdunkel um den Buben, der noch die davoneilenden Schritte der Großen vernahm. Ein paar Atemzüge lang verwirrten sich seine Sinne. — Dann hörte er die Mutter unten nach Kerze und Feuer rufen. Ja, ja, die Mutter ließ ihn schon nicht im Stich. Sie schien ihn heute auszuprobieren. Wahrscheinlich dachte sie längst — — — Was dachte wohl sie zu der Sache? Ein Kornsieb bewegt sich von selber; warum bewegt es sich? Wird vielleicht eine arme Seele oder der Teufel ein Kornsieb da auf dem Dachboden hin- und herschleifen? Bestimmt nicht! Warum also dann? Weil etwas darunter ist, was sich bewegt!

Johannes lächelte in seinem dunklen Warteraum.

„Tock, tock, tock", sagte er leise. Sogleich hörte er das Schleifen des Siebes. — Aha!

Auf den Zehenspitzen schlich er in eine entfernte Ecke.

„Tock, tocktocktock", machte er. Das Sieb rutschte in die neue Richtung. Bumm machte es dann und blieb stehen. Angestoßen dachte Johannes, am Balken. Daher also das Bumm dazwischen. Er wußte alles. Er tastete sich zu seinem Platz zurück, gerade noch rechtzeitig,ehe die neue Kerze ihren Schein zur Türe hereinwarf.

„Johannes"— das war die Mutter.

„Pst"— machte der Bub und lachte und legte den Zeigefinger auf den Mund. „Gut so!", sagte die Mutter und blinzelte.

Jetzt kam der Onkel unter die Türe. „Lebst Du noch?" keuchte er, schweißtriefend vor Angst.

„Huhuhuhuhu" jaulte Johannes mit vorgehaltener Hand.

„Treibs nicht auf die Spitze, Bub, ich fleh Dich an! Sonst holt der Teufel uns alle noch!"

„Huhuhuuuu", — Johannes wimmerte so gespenstisch er nur konnte.

„Du kriegst einen Soldi von mir, wenn Du aufhörst und herauskommst."

Der Onkel wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne.

„Hohohooo"— der Bub wurde übermütig.

„Zwei Soldi, zwei ganze Soldi", kreischte der Onkel.

„Es genügt", sagte die Mutter.

Johannes kam zur Türe.

„So", sagte er, „aber jetzt nicht wieder fortlaufen, wenn ich das Gespenst beschwöre."

„Tocktocktock"— machte er.

Aus einer Ecke kam das Sieb, rasend schnell, direkt auf die Türe zu. Johannes trat einen Schritt vor. Bumm, machte das Sieb und blieb vor seinen Füßen liegen.

„Herr, erbarme dich unser", stöhnte der Onkel.

Da bückte sich Johannes und faßte das Sieb mit beiden Händen.

„Nicht aufheben" — schrien Onkel und Knecht — und gingen in Startstellung, — aber da flatterte schon das Huhn zwischen ihren O-Beinen hindurch in die langersehnte Freiheit. — — —

Drunten, vor der Haustüre, beim Gutnachtsagen, zahlte der Onkel unter Seufzern seine zwei Soldi. „Ich hab mir ja gleich sowas Ähnliches gedacht", sagte er; „aber ich wollte Dir den Spaß nicht verderben. — —"

„Vergelts Gott", sagte Johannes und ging mit der Mutter. Aber er wandte sich nochmals um und rief: „Und vergiß nicht, Onkel: Achtens, Du sollst nicht lügen!"

„Es war ja nur ein Scherz von ihm", sagte die Mutter.

So gingen sie miteinander durch die Nacht heimzu.

„Wie nur die Henne dahinunter gekommen ist", meinte der Bub nach einer Weile.

„Aber das ist jetzt auch nicht mehr schwer zu erraten", entgegnete Mutter Margaret und erklärte dem Buben, daß das Sieb wohl an der Wand gestanden sei und das im Dachboden verirrte Huhn habe es über sich umgestoßen, als es die im Geflecht steckenden Körner heraus picken wollte.

Schon im Bett liegend fing Johannes nochmals davon an.

„Mutter, sag einmal, warum haben eigentlich die großen Leute so Angst vor Gespenstern und so ähnlichem Zeug?"

„Schlaf jetzt", sagte die Mutter. — „Bloß noch die eine Frage!" — Meinetwegen — wahrscheinlich, weil sie von Gott eine ganz falsche Meinung haben."

„Aha", sagte Johannes und schlief schon dreiviertels.

* * *

Wer einmal lügt, muß oft zu lügen sich gewöhnen,
Denn sieben Lügen braucht's, um eine zu beschönen.

Fr. Rückert

Beute des Todes

Einem Tagebuch nacherzählt

Das Apostolische Vikariat Pilkomayo im Gran Chako, das unter der Leitung des hochwürdigsten Herrn Bischofs Walter Verwoort O.M.J. seit 25 Jahren den deutschen Oblaten anvertraut ist, steht bis auf den heutigen Tag unter der Last großer Opfer und Schwierigkeiten aller Art. Die Missionare aber halten aus in der „Grünen Hölle" kraft ihres Glaubens und treu ihrer Devise: „Alles muß drangesetzt werden, Christi Reich auszubreiten und die Herrschaft des Satans zu vernichten." — Wie überall in heidnischen Ländern stößt auch hier der Priester auf wahnwitzigen Aberglauben. Als Lichtträger der Wahrheit steht er dem Zauberer und „Doktor" gegenüber, der seine wankelmütigen Stammesbrüder durch maßlosen Betrug mit allen Regeln seiner teuflischen Kunst in dem Dunkel des Heidentums zurückhält. Angst vor dem „Doktor" und blindes Vertrauen auf jahrhundertalte Traditionen verhindern das Aufgehen christlicher Saat; doch Gottes Gnadensegen weiß Ernten reifen zu lassen, wo Menschen- und Apostelarbeit scheinbar umsonst waren.

* * *

Der Ritt war länger und beschwerlicher geworden, als ich zuerst angenommen hatte. Es war schwer zu sagen, wer nun müder war, mein Pferd oder ich. Der Sonnenbrand, der schwüle Dunst des Sumpfes, die unzähligen Moskitos hatten mir schlimm zugesetzt. Meine Kleider waren von den Dornen zerrissen. Bruder Peter lachte übers ganze Gesicht, als er mich begrüßte und mir aus dem Sattel half. Wochenlang hatte ich ihn allein lassen müssen auf unserer armseligen und einsamen Missionsstation im Urwald des Gran Chaco, den man nicht ganz zu unrecht die „Grüne Hölle" nannte. Das hatte ich wieder gespürt auf dem Ritt hierher.

Als ich meine steifen Glieder wieder etwas zurecht gedehnt hatte und den Bruder nach dem Stand der Dinge fragte, wies er nur bekümmert zur Tolderie (Indianersiedlung) hinüber. Wortlos zog er den müden Klepper, der mir so viele treue Dienste geleistet hatte, in den Schatten eines Baumes. Ja, ich hatte es schon gehört, von weitem schon. Unsere Indianer feierten ein Fest. Zum wievielten Male erlebte ich das nun? Ein seltsames Volk waren sie doch, diese meine zukünftigen Pfarrkinder, um die ich mich nun jahrelang fast ohne jeden Erfolg bemüht hatte. Jahrelang. — Wenn sie in Not waren, dann kamen sie und suchten meine Hilfe, und ich konnte wohl auch ein Samenkorn in ihre Herzen streuen. Aber sobald ihnen der Urwald wieder zu essen schenkte, feierten sie Feste und vergaßen alles. Wahrhaft wie Kinder. Nur im Trinken nicht. Einem Urbayern hätten sie noch vormachen können, was Trinken heißt, wenn sie um den mächtigen Flaschenbaum lagerten, der ihnen als Faß für ihr Algorobobier diente. Allein die Vorfeier zu einem Indianerfest dauerte Wochenlang. Hatte dann das eigentliche Fest begonnen, nahm das Singen, Gröhlen, Reden und vor allem das Trinken kein Ende. Und was ich mühsam in den Herzen einzelner gepflanzt und gesät hatte, wurde vom Bier, das die Frauen in Unmengen brauten, hinweggeschwemmt. Umsonst, jahrelang umsonst! Wie hatte ich mir das einst ganz anders vorgestellt!

Ohne Aufhören drang der gedämpfte Klang der Trommel zur Missionsstation herüber, hin und wieder untermalt vom wilden, leidenschaftlichen Indianergesang. Tag und Nacht, Nacht und Tag. Der Gesang verstummte von Zeit zu Zeit, die Trommel nicht; sie wechselte nur den Takt.

Müde zum Umfallen hatte ich mich im Schatten des vorspringenden Daches niedergelassen, als Bruder Peter wieder zu mir trat, um mir einen Schluck lauen Wassers anzubieten. Was war das für eine herrliche Gottesgabe bei dieser Gluthitze! Ob das die Indianer nicht wußten, da sie sich mit ihrem Gebräu den Verstand versoffen? Und diesmal noch mehr! — Es war erschütternd zu hören, was Bruder Peter zu berichten hatte. Vier Dörfer gab es in der Nähe der Mission, und in allen lagen die Kinder auf den Tod krank darnieder, während die Alten soffen, tanzten, gröhlten und wieder soffen. Er hatte alles versucht, helfend einzugreifen, aber es war aussichtslos gewesen. Man stieß den Missionar einfach zurück, wollte nicht seine helfende Hand und seine Arznei.

Das war das Werk der Zauberer. Sie arbeiteten

gerissen. Sie waren klug genug, den Missionar fernzuhalten, die Indianer in Schrecken zu versetzen, guten Profit zu machen und am Ende den Kranken nicht bei sich sterben zu lassen. War das nicht Teufelsbrut? — Der Bruder erwehrte sich eines Schwarmes Moskitos. Dann starrte er mit zusammengepreßten Lippen zu Boden. Aussichtslos!

Auf dem Ritt nach Hause war ich gestern noch einem dieser Herren begegnet. An einer recht zugigen Ecke, durch ein Zeltdach gegen die Sonne geschützt, hatte er sich aufgebaut. Vor ihm lag im Schoß seiner Mutter eines der kranken Kinder. Es war nackt, hatte Fieber und war schon zu schwach, den Kopf aufrecht zu halten. Der „Doktor" beugte sich halb über das Kind und sang. Anfangs dumpf und leise, dann heller und lauter. Plötzlich hielt er inne, blies auf den Leib des Kindes, saugte und saugte, daß das Blut zusammenlief, spuckte auf diese Stelle und verrieb den Auswurf. Saugte wieder, spuckte nach der Seite aus und hielt triumphierend einen Splitter Holz in die Höhe. Der „böse Geist!" Er schleuderte mit seinen Spinnenfingern den Speichel von dem Holz und steckte es wieder in seinen Gürtel. So plump war der Betrug, daß er Blinde hätte sehend machen müssen. Ob es denn außer mir niemand gesehen hatte, wie er das gleiche Holz heimlich aus seinem Gürtel gezogen, um es unvermerkt, unter allen möglichen Faxen an den Mund zu bringen? Blindes Vertrauen! Dann knetete er den zarten Leib des Kindes. Es hätte aufschreien müssen, aber es war längst zu schwach. Die Augen waren halb geöffnet. Man sah nur das Augenweiß. Die Mutter saß da und war verzweifelt. Sie ließ alles geschehen, selbst daß man auf diese Weise ihr krankes Kind langsam tötete. Sie nahm von Zeit zu Zeit aus einem Krug etwas Wasser und benetzte den Kopf des Kindes. Ich wartete auf einen solchen Augenblick, ließ mir etwas Wasser in die Hand gießen und tat wie die Mutter. Aber in Wirklichkeit taufte ich das Kind. Für dieses Leben war es nicht mehr zu retten, so sollte es für das Ewige nicht verloren gehen, sollte zu einem Fürsprecher am Throne Gottes werden für sein armes, sehr armes Volk. Selbst Taufbewerber, die schon einige Zeit zum Unterricht kamen, hatten ihre Kinder aus Angst vor dem Haß dieser Zauberer und aus Furcht vor ihren Verwandten solchen „Doktoren" gebracht und hatten uns ihre Krankheit verborgen. — Das war der Erfolg jahrelanger Bemühungen, wahrer Hingabe an dieses Volk. Das Bier — Teufelsbräu sollte man es nennen —, fast tierische Leidenschaften und der tief eingewurzelte heidnische Aberglaube erstickten jeden Keim geistlichen Lebens, der in den Seelen Weniger Wurzeln zu schlagen versucht. War ich Priester geworden, um einige sterbende Kinder zu taufen?!

Da, — ein Schuß zerriß die Unruhe meines Grübelns. Ich fuhr erschrocken auf und sah auf den Bruder, der wie geistesabwesend an die Wand gelehnt stand und zum Dorf hinüberblickte. Er hatte wohl gar nichts gehört? Hatte ich mich getäuscht? Aber die drängende Unruhe, die mich plötzlich erfaßte, ließ mich meine müden Glieder vergessen, und ich trat an den Zaun, um mich zu vergewissern. Ich hatte mich nicht getäuscht. In das Gröhlen der Betrunkenen mischte sich ein anderer Ton, das Klagegeheul von Weibern. Eine struppige Alte, die vorbei eilte, rief mir zu, ein Kind liege im Sterben, man habe gerade nach dem bösen Geist geschossen, der in der Luft umherschwirre. Ich griff nach der Rocktasche, fühlte nach dem Tauffläschchen und war auf dem Wege.

Das gleiche Bild wie gestern bot sich mir, als ich zur Hütte kam, aus der das Klagegeheul zu mir drang. „Doktoren" bliesen, saugten und spuckten an einem armen Erdenwurm herum, ringsum saßen Weiber, heulten und schrien. Ich beugte mich über das Kind. Es war dem Tode nahe. Man hatte mich kaum beachtet, als ich hereintrat. Aber als ich das Tauffläschchen aus der Tasche nahm und versuchte, dem Kind etwas Wasser über den Kopf zu gießen, um es zu taufen, entstand großer Protest. Drei Paar Hände legten sich auf den Kopf des Kindes. Da ging kein Wasser mehr durch. „Wasser? — Nein, das ist etwas anderes. Das Kind wird davon nicht sterben." Wie sollte ich ihnen das Gegenteil klar machen? Die „Doktoren" schauten mich einen Moment stumm an. Die Weiber heulten weiter. Außer den Doktoren war kein Mann in der Hütte. Auch der Vater des Kindes war auf dem Festplatz. Die Trommel schlug unentwegt ihren Takt. Das Kind atmete schwer. Die Augen waren am Erlöschen. Ich redete den Frauen noch einmal gütig zu, sie sollten doch den Kopf ein wenig freimachen. Langsam, zögernd teilten sich die Hände. Die Stirn wurde frei. Das war genug. Ich goß Wasser auf die heiße Stirn des Kindes und sprach die heiligen Worte der Taufe.

Ein Stein fiel mir vom Herzen. — Ja, selbst dafür lohnte es sich, Priester zu werden. Das Kind würde wohl sterben, aber ich hatte es gewonnen für ein neues Leben.

Ich sagte noch einige beruhigende Worte, dann ging ich. Was sollte ich hier auch anders tun? Das Geheul der Weiber folgte mir, markdurchdringend, erschütternd. Die Trommel ruhte nicht. Vor der Hütte einer jungen Indianerin tanzten maskierte Tänzerinnen. Ein Reifetanz. Einige welke Blätter gaukelten vor mir zur Erde. Die Männer zechten. Die Frauen bangten um ihre Kinder. Wieviele starben wohl ohne Wiedergeburt der Taufe?

Als es Nacht wurde, brachte man mir die Nachricht, daß das Kind, das ich getauft hatte, tot sei. Man sei sehr aufgebracht über mich. Die „Doktoren" hätten gesagt, ich hätte das Kind getötet. Sie würden mich erschießen. Dem Bruder Peter legte sich ein müdes Lächeln um den Mund, während er das Moskitonetz über seinem Bett aufspannte. Man brauchte keine Angst vor solchen Drohungen zu haben. Der Medizinmann suchte lediglich sein Ansehen und seine Stellung zu retten.

Es war still geworden. Ich hatte ein Kind für den Himmel retten können. — Wann würden wohl die Erwachsenen den Weg dahin finden? — Ich hatte noch Brevier zu beten.

Immer wieder ritt ich durch die Dörfer, das lebenspendende Wasser und einige Arzneimittel in der Tasche. Tag um Tag. Der Tod hielt reiche Ernte. Aber man verbarg die Kinder vor mir und verweigerte die Annahme der Arzneimittel. Ja, es geschah, daß man in einer der Todeshütten lachte und mir freundlich tat, nur um mich zu täuschen. Das Kind, das man verborgen gehalten hatte, war am nächsten Tage tot. — Aber ich ließ mich nicht entmutigen. Es ging ja um das ewige Leben unschuldiger Kinder, es ging um Seelen. Ich weiß nicht mehr, wieviele es waren, die ich so retten konnte. Aber ich weiß, daß ich glücklich war bei dieser mühsamen Seelsorgsarbeit im Urwald, und ich war dankbar, daß ich ein geringes Werkzeug der Gnade und Vorsehung Gottes sein durfte. Es mochte ein Anfang sein.

Als die Indianer ihre ganze Maisernte bis auf die Saat vertrunken hatten und langsam nüchtern zu werden begannen, empfanden sie den Verlust ihrer Kinder zutiefst. Sie klagten den Festveranstalter an, daß er das Fest nicht unterbrochen habe. Sie machten den „Doktoren" Vorwürfe, sie hätten ihre Pflicht nicht getan. Die „Doktoren" bedrängten sich gegenseitig. Aber es war zu spät. Sie hatten in ihrer Blindheit dem heidnischen Aberglauben einen teuren Tribut zahlen müssen. Armes Volk!

Die Frauen aber klagten und weinten, morgens, mittags und abends. Tag für Tag, ein ganzes Jahr lang. Es war das Klagen derer, die keine Hoffnung haben, die sich der Frohbotschaft verschlossen und so eine Beute des Todes wurden. Aber ihre Kinder oder ihre Kindeskinder werden es vielleicht nicht mehr sein!

Ich hatte mir das am Anfang meines Priesterlebens ganz anders vorgestellt, — — — aber ich hatte verstehen gelernt.

Iu dunkler Qual

Warum, o Gott, läßt Du mich tief im Leid
Vergeblich nach des Himmels Gnade rufen,
Daß Du zu mir auf unsichtbaren Stufen
Herniedersteigst in meine Einsamkeit?
Ich schrei nach Dir und bleibe doch voll Weh,
Ich mag mich flehend in die Kissen pressen
Und bleibe doch von Dir, mein Gott, vergessen,
Verstoßen und verbannt von Deiner Näh' . . .
Doch wenn mein Schmerz auch unerträglich ist,
Wenn ich verzweifle an des Weltalls Weben,
Ich sage bebend: Dein ist alles Leben.
Du ewiger, Du ferner Gott, Du bist.

Herbert Budek.



Was die Legende von den heiligen drei Königen erzählt

Zuvörderst ist zu wissen, daß Balaam, der ein Prophet der Heiden war, also weissagte: „Es geht ein Stern auf von Jakob und wird ein Mensch geboren von Israel, der soll herrschen über alle Heiden. Darum suchet ihn und anbetet ihn!"

Als nun Balaams Prophezeiung bekannt wurde, gingen die Großen des Landes zu Rat und kamen zu den Wächtern des Landes auf dem hohen Berge Vaus. Sie versprachen ihnen großen Lohn, wenn sie ihnen anzeigen möchten, sobald sie je ein neues Licht oder einen neuen Stern am Himmelszelt gewahr würden.

Und sie suchten in allen Landen zwölf Sternseher und weise Meister und gaben ihnen großes Gut, daß sie auf dem Berge Vaus wachten und warteten, bis der Stern erscheine, damit sie gewahr würden, wo der geboren würde, dem der Stern dient und der über alles Volk herrschen sollte. Und als die Zwölf nun allezeit wachten, bei Tage und bei Nacht, damit sie den Stern sähen, von dem Balaam gesagt hatte, siehe, da tat Gott seine Wunder und ließ einen Stern aufgehen, so klar wie die Sonne. Der stand in der Luft und leuchtete über alles Land und schwebte wie ein Adler über dem Berg und blieb stillstehen die Nacht und den Tag, und die Sonne konnte ihn nicht vertreiben. — Dieser Stern ward in ganz Indien gesehen. Alles Volk freute sich und keiner zweifelte, daß es Balaams Stern wäre. In Indien aber sind die drei großen Reiche durch hohe Berge von einander geschieden. In jedem Reiche herrschte ein König: in Nubien König Melchior, in Godolia König Balthasar, in Tharsis König Kaspar. Als der Stern erschien, wußte keiner der Könige vom andern, denn sie waren fern einer vom andern. Sie erblickten den Stern, ein jeder in seinem Land, und sie machten sich alsbald auf, ein jeglicher in seiner Heimat, und sie bereiteten sich mit königlicher Pracht und einem großen Gefolge, mit reichen Gaben und vielen Prachtgewändern, mit viel Gesinde, Kamelen, Pferden, Maultieren, und zogen aus, den neuen König zu suchen, das neugeborene Kind anzubeten und zu ehren, nicht als einen Menschen, sondern als Gott.

Keiner wußte vom andern. Und der Stern ging vor allen dreien her, vor dem einen wie vor dem andern. In der Nacht schien er nicht wie der Mond, sondern wie die Sonne. Und die Leute liefen aus den Städten und sahen das Wunder und wußten nicht, wer die Männer wären, wohin sie wollten und von wannen sie kämen. Die drei Wanderer aber ruhten und rasteten nicht, sie aßen

nicht, sie tranken nicht und gingen in keine Herberge, bis sie gelangten nach Bethlehem. Und deuchte jedem, daß er von seinem Haus bis Jerusalem nicht mehr als eine Tagreise gemacht hätte, und waren doch dreizehn Tage gezogen.

Nun trug es sich zu, daß König Melchior von Nubien an den Kalvarienberg kam. Es war aber ein dichter Nebel. Zur selben Stunde kam König Balthasar von Saba und Godolia mit seinem Gefolge und lagerte sich am Ölberg. Und König Kaspar kam von Tarsis mit seinem Volke und stieß an den Berg Kalvaria. Der Nebel verschwand, und sie kamen vor Jerusalem alle drei zusammen, und das Gesinde fing an zu sprechen und einander auszufragen, was sie suchten. Und da sie gewahr wurden, daß sie alle drei aus dem gleichen Verlangen ausgezogen waren, wurden sie überaus froh und umarmten sich und küßten sich. Sie ritten zusammen in Jerusalem ein.

Sie kamen vor Herodes und fragten, wo der neugeborene König des Landes wäre: „Wir haben seinen Stern gesehen im Orient und sind gekommen mit unsern Gaben und wollen ihn anbeten."

König Herodes erschrack und alle, die in Jerusalem waren. Und Herodes schickte nach den Ältesten und Weisesten der Stadt Jerusalem und fragte, wo Christus sollte geboren werden. Sie sprachen: „Zu Bethlehem in Juda, denn also spricht der Prophet: Und du, Bethlehem, Land Juda, bist keineswegs die niedrigste unter den Fürstenstädten Judas, denn aus dir wird der Fürst hervorgehen, der mein Volk Israel weiden wird."

Da rief Herodes die Könige heimlich beiseite und erkundete von ihnen die Zeit, da der Stern ihnen erschienen war. Dann schickte er sie nach Bethlehem mit den Worten: „Reist weiter und erkundigt euch genau nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, meldet es mir, damit auch ich komme und ihm huldige."

Als sie den König gehört hatten, reisten sie ab, und siehe, der Stern, den sie im Aufgang gesehen hatten, ging vor ihnen her. Als sie nun den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude. Als sie nun gen Bethlehem zogen und an die Straße kamen, an deren Ende die geringe Hütte stand, blieb der Stern stehen und ging nicht weiter, sondern senkte sich herab mit solchem Glanze, daß die ganze Hütte und alle, die darinnen waren, von dem Schein erleuchtet wurden. Dann stieg er wieder in die Höhe, stand unbeweglich, und ein strahlender Glanz verblieb in der Hütte. Da

* * *

Die drei Könige

Drei Könige wandern aus Morgenland,
Ein Sternlein führt sie zum Jordanstrand,
In Juda fragen und forschen die drei,
Wo der neugeborene König sei.
Sie wollen Weihrauch, Myrrhen und Gold
Zum Opfer reichen dem Kindlein hold.

Und hell erglänzt des Sternes Schein,
Zum Stalle gehen die Könige ein,
Das Knäblein schauen sie wonniglich,
Anbetend neigen die Könige sich;
Sie bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold
Zum Opfer dar dem Kindlein hold.

O Menschenkind, halt treulich Schritt,
Die Kön'ge wandern, o wandre mit!
Der Stern des Friedens, der Gnade Stern
Erhelle dein Ziel, wenn du suchest den Herrn;
Und fehlen dir Weihrauch, Myrrhen und Gold,
Schenk dein Herz dem Knäblein hold.

Peter Cornelius

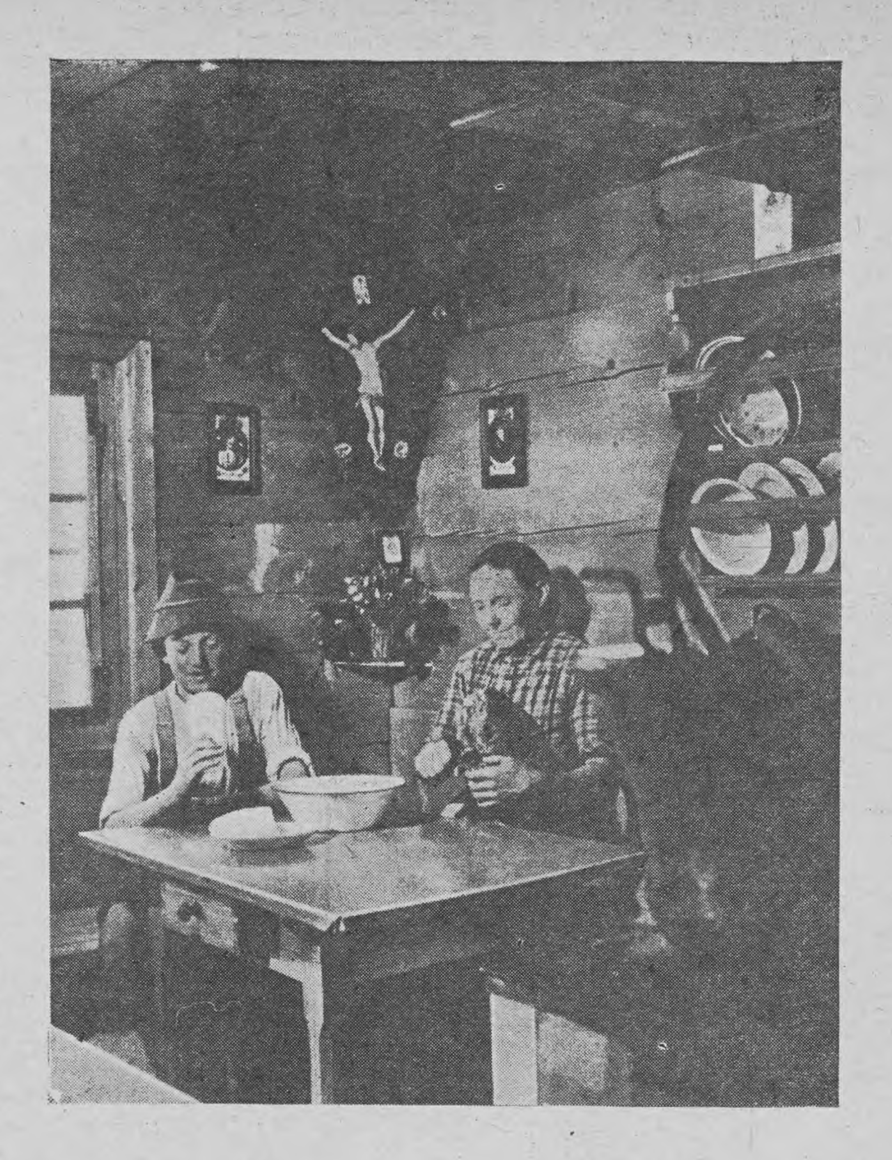
* * *

hielten sie still und legten ihre stattlichen Gewänder an und bereiteten sich, daß sie Königen gleichsähen.

An dem Tage, da die drei Könige dem Kinde das Opfer brachten, da war Jesus ein Kind von dreizehn Tagen und lag in der Krippe, in geringe Tücher gewikkelt. Die drei Könige aber waren herrlich gekleidet; und Melchior, der König von Nubien und Arabien, der dem Kinde Gold opferte, war von Gestalt der kleinste, Balthasar, der König von Saba, der ihm Weihrauch opferte, war der mittlere, und Kaspar, der König von Tharsis, der ihm Myrrhen darbrachte, war der größte von Gestalt und war ein Mohr. Man muß auch wissen, daß die drei Könige große Schätze und köstliche Kleider mit sich führten aus ihren Landen und meinten, sie wollten alles dem neuen König verehren.

Als sie aber in die arme Hütte kamen, darin Jesus lag, da war darin so unaussprechliche Klarheit, daß sie standen wie in einer Glut, und wußten nicht vor Schrecken, wo sie waren. Also griffen sie geschwind in ihre Säkke, und was jeglichem zuerst in die Hände kam, das reichten sie dar und vergaßen alle Herrlichkeiten, die sie mit sich gebracht hatten: Melchior opferte dreißig Pfennige und einen goldenen Apfel, Balthasar opferte Weihrauch, Kaspar Myrrhen. Und was die liebe Mutter Maria zu ihnen sprach, das vergaßen sie allzumal, so daß sie nichts behielten, als daß sie jeglichen König sich neigte und sprach: „Gedankt sei Gott!"

Und in der Nacht erschien ihnen ein Engel Gottes im Schlaf und warnte sie, daß sie nicht zurückzögen zu Herodes. Das beschlossen sie gemeinsam zu tun



und fuhren einen andern Weg heim in ihr Land. Wo sie aber Nachtruhe hielten, da sagten sie dem Volke des Landes, wie alles mit ihnen ergangen wäre. Also ward ihre Ausfahrt und Wiederkehr bekannt und offenbar in allen Landen, daß es nie konnte vergessen noch getilgt werden, obwohl es dem König Herodes und den Juden sehr zuwider war. Und sie kamen gesund mit einander zurück zu dem Berge Vaus, wo der Stern ihnen zuerst erschienen war.

Nach Simrock

* * *

Nicht das Haben und das Besitzen macht des Menschen Glückseligkeit, sondern das Streben und Erreichen.

Reimarus

Kirche der Vertriebenen

von Johannes Seipolt („Christ Unterwegs")

Das Gebiet der heutigen Sowjetzone war mit Ausnahme des Eichsfeldes und einiger katholischer Enklaven in der Lausitz seit Jahrhunderten schwierigster Diasporaboden .Sieht man von Großberlin ab, das nur 15,000 vertriebene Katholiken zählt und deshalb für unsere Betrachtungen keine Rolle spielt, so ergibt sich für die gesamte Ostzone eine Zahl von 395,000 einheimischen Katholiken oder 2,3% der Gesamtbevölkerung. Die einheimischen Katholiken sind fast durchweg in früheren Jahrzehnten zugewanderte Handwerker, Kaufleute, Beamte, Arbeiter und Angestellte, die zumeist in den Städten und Industrieorten siedelten. Deshalb konzentrierte sich auch die Seelsorge vor allem auf die Städte. Es bestand daher ein zwar gut organisiertes aber sehr weitmaschiges Netz von Seelsorgestationen; dagegen fehlte es an Außenstationen auf dem Lande.



Nach dem Kriege ergoß sich in dieses Gebiet der Strom der heimatvertriebenen Katholiken aus Schlesien, Sudetenland, Ostpreußen, Ungarn und Rumänien. Die Zahl der Katholiken stieg sprunghaft auf über 2,3 Millionen an und erreichte damit einen Anteil an der Gesamtbevölkerung von 13,2%. Am stärksten war der Zustrom im Kommissariat Magdeburg mit 675,000 und in der Diözese Meissen mit 509,000 heimatvertriebenen Katholiken. Die meisten Heimatvertriebenen wurden in den Dörfern und kleinen Orten untergebracht. Die einheimische Diasporakirche sah sich plötzlich vor eine Aufgabe gestellt, die sie aus eigener Kraft nicht bewältigen konnte und auch auf Jahre hinaus nicht wird bewältigen können.

Anfangs fehlte es an allem: an Priestern, an seelsorglichen Hilfskräften, an Gottesdienstraum, an kirchlichen Geräten, an Gebetbüchern und Devotionalien für die Vertriebenen und an Unterrichtsbüchern für den Religionsunterricht.

Der Priestermangel konnte bis heute nicht behoben werden. Er ist zu einem guten Teil auf eigene Unzulänglichkeit zurückzu-

führen. Während man im Durchschnitt auf einen Geistlichen 1000 Gläubige rechnet, liegen die Zahlen in der Sowjetzone weit höher. Einigermaßen normal ist die Lage nur in der Restdözese Breslau, wo auf einen Geistlichen 1124 Gläubige entfallen. In der Diözese Berlin kommen 1389, im Kommissariat Erfurt 1500, im Kommissariat Schwerin 1737, in der Diözese Meissen 2393 und im Kommissariat Magdeburg 2456 Gläubige auf einen Geistlichen. Zur Ehre dieser Geistlichen muß gesagt werden, daß sich die meisten von ihnen in geradezu heroischer Weise aufopfern. Was diese Priester und auch die Seelsorgshelferinnen in den Jahren des Hungers und bei unzureichenden Verkehrsverbindungen und Verkehrsmitteln leisteten, wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der katholischen Kirche Mitteldeutschlands sein. Der Erfolg spiegelt sich in einigen Zahlen. In den ersten fünf Jahren, die zugleich die wirtschaftlich schwersten waren, wurden 368 Seelsorgstationen neu errichtet, von denen allerdings noch nicht ein Sechstel eigene Gebäude besitzt. Vor allem stark vermehrt wurden die Außenstationen, deren es heute mehr als 5000 gibt.



Für den Priesternachwuchs besteht nur das Priesterseminar der Erzdiözese Breslau in Neuzelle bei Guben, das jedoch nur Theologen des letzten Studienjahres aufnimmt. Alle jungen Leute, die Priester werden wollen, müssen in westdeutschen Seminaren ausgebildet werden. Für die jungen Studenten bedeutet das vielfach ein Leben in bitterster Armut; denn bei dem hohen Kursunterschied der beiden deutschen Währungen können ihre Eltern in der Sowjetzone für den Unterhalt und die Studienkosten nur zu einem geringen Teil oder gar nicht aufkommen. Die zunehmende Spannung zwischen Ost und West führt außerdem dazu, daß das sowjetzonale Regime die Ausbildung in Westdeutschland mit immer stärkerem Mißtrauen betrachtet, das sich natürlich auch auf die in die Sowjetzone kommenden Priester ausdehnt.

Auch der Mangel an Gottesdienstraum besteht fort. Er läßt sich auch nicht von heute auf morgen beheben. Einmal fehlt es an Geld, zum andern macht die Beschaffung von Baumaterialien große Schwierigkeiten, denn bei der sozialistischen Planwirtschaft rangieren kirchliche Bauinteressen natürlich an letzter Stelle. Der Gottesdienst vor allem auf den Außenstationen wird deshalb wohl auf Jahre hinaus in evangelischen Kirchen, Baracken, leeren Fabrikhallen, Gasthäusern und Privatwohnungen stattfinden müssen. Die äußere Armseligkeit dieser Gottesdienste wirkt auf die Vertriebenen aus katholischen Gegenden oft bedrückend, denn sie waren es von Hause aus so ganz anders gewöhnt.

Die Kirche der Sowjetzone ist zahlenmäßig eine Kirche der Vertriebenen, denn das Zahlenverhältnis zwischen einheimischen und vertriebenen Katholiken beträgt 16,7 : 83.3%. Das hat seine großen Vorteile.

Eine Problematik, wie sie sich in Westdeutschland bei der Eingliederung der Heimatvertriebenen in die Kirche der Einheimischen ergeben hat, besteht drüben nicht. Mit den einheimischen Katholiken bestand von vornherein herzlichstes Einvernehmen. Sie

waren erfreut, daß ihre Position gestärkt wurde. Einheimische und Vertriebene sind deshalb rasch zu einer Einheit zusammengewachsen. Selbst protestantische Pfarrer erklärten, daß sie den Zustrom katholischer Flüchtlinge begrüßen, weil dadurch das christliche Element insgesamt gestärkt werde. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß der mitteldeutsche Raum, insbesondere Sachsen und Thüringen, schon seit vielen Jahren entchristlicht und in seinem Lebensstil, trotz äußerer Zugehörigkeit zur protestantischen Kirche, zu 90% heidnisch ist. Wie sehr sich die evangelische Geistlichkeit durch diese Tatsache bedrückt fühlt, zeigt folgendes Erlebnis: Als ich mit meiner Familie bei einer örtlichen Umquartierung in das evangelische Pfarrhaus eingewiesen wurde, kam mir die Pfarrersfrau freudestrahlend entgegen und sagte: „Wir freuen uns, daß gerade Sie als Katholiken zu uns kommen, denn dann wissen wir, daß wir Christen in unserem Hause haben. Diese gibt es hier nämlich nicht mehr." Der betreffende Pfarrer predigte am Sonntag in seiner Gemeinde, die fast 4000 Seelen zählt, meist nur vor einem kleinen Häuflein von 20 Zuhörern. Zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen hat sich ein freundschaftlich-brüderliches Verhältnis herausgebildet, für das man zahlreiche Einzelbeispiele anführen könnte. So hat z. B. die Wiederaufnahme der öffentlichen Fronleichnamsprozessionen, die seit der Reformation in einzelnen Ländern verboten waren, keinerlei erkennbare gegnerische Reaktion in protestantischen Kreisen ausgelöst, eine Tatsache, die noch vor 20 Jahren undenkbar gewesen wäre. Konfessionelle Zwistigkeiten, die in Westdeutschland hier und da munter ins Kraut schießen, finden drüben keinen Boden. Die diesbezüglichen Extratouren Pastor Niemöllers blieben ohne zustimmendes Echo, sie wurden im Gegenteil von vielen Protestanten bedauert. Man spürt drüben eben deutlicher als hier die gemeinsame Gefahr, die vom Materialismus her droht, und ist sich bewußt, daß eine Zeit, die uns vor die Entscheidung — Christentum oder Kommunismus — stellt, keinen Raum für konfessionellen Hader läßt.

* * *

Ein Jahr aus Gottes Hand

Ein Jahr aus Gottes Hand
Wir schritten aus zur Saat –
Gott gab uns Kraft und Segen;
Wir fanden seinen Pfad
auf allen unsren Wegen.

Wir freuten uns am Blüh'n –
Gott gab ihm Sein Behüten;
wir nahmen fröhlich hin
die Knospen und die Blüten.

Wir zählten schon die Frucht –
Gott ließ sie gütig reifen;
wir durften heiß die Wucht
von Gottes Werk begreifen.

Wir kamen von der Ernt' –
Gott hat uns nicht vergessen;
wir haben still gelernt,
was Gott ist, zu ermessen.

Wir dankten im Gebet –
Gott möge uns begleiten,
ein neuer Saatwind weht:
Die Zeit will vorwärtsschreiten.

Walter Rodlauer

* * *

Dieser Entscheidungskampf hat zwar nicht den Charakter einer Kirchenverfolgung angenommen, aber er vollzieht sich trotzdem täglich in dem einzelnen Cristen. Wir erleben drüben nicht eine Säkularisirung im Sinne einer weltanschaulichen „Neutralität", sondern das ganze Erziehungswesen, vom Kindergarten bis zur Erwachsenenausbildung, wird beherrscht von der neuen Lehre des Materialismus. Die Gewissensnöte derjenigen Christen, die im öffentlichen Dienst stehen, und ihre Zahl ist infolge der „Sozialisierung" und des totalitären Charakters des Regimes größer als im Westen, sind kaum zu schildern. Auf der anderen Seite werden durch diese ständige Gewissensbefragung sehr aktive und gesunde Gegenkräfte geweckt. Der Christ in der Sowjetzone kann sich nicht auf die Dauer einem bequemen Sonntagschristentum hingeben und dabei sein Genügen finden. Er muß seinen Glauben, den er täglich in seinen Grundfesten angegriffen sieht, auch täglich verteidigen, nicht zwar öffentlich, aber doch vor seinem Gewissen. Es ist z. B. interessant, daß selbst Gespräche am Biertisch und noch viel mehr am Familientisch immer wieder zu den wirklich wesentlichen Fragen des Christentums vorstoßen und nach Antworten suchen auf das, was von den anderen in Frage gestellt wird. Daß dabei auch manche überkommenen Auffassungen eines verbürgerlichten Christentums beiseite getan werden, ist kein Schaden, sondern ein Gewinn. Auf diesem Wege vollzieht sich drüben eine sehr fruchtbare Scheidung der Geister. Sie findet ihren Ausdruck in einer starken Intensität des religiösen Lebens, in einem religiösen Elan, der oft

bewundernswert, in seiner Auswirkung freilich beschränkt ist, weil das kirchliche Leben in seiner über den kirchlichen Raum hinausreichenden organisatorischen Betätigung starken Hemmungen unterworfen ist. Die kirchlichen Standesorganisationen dürfen nur auf pfarrlicher und rein religiöser Grundlage arbeiten. Bis vor kurzem gab es nicht eine einzige katholische Kirchenzeitung, und religiöses Schrifttum ist so gut wie gar nicht zu haben, wenn es nicht aus dem Westen bezogen werden kann. Trotzdem aber sind die Menschen zur Stelle, wenn die Kirche ruft. Das zeigt sich bei den Fronleichnamsprozessionen, die allenthalben zu eindrucksvollen Bekenntnistagen in der Öffentlichkeit wurden und auch in der Opferfreudigkeit, die bei den öffentlichen Haus- und Straßensammlungen an den Tag gelegt wird. Die Ergebnisse dieser Sammlungen können den Westen nur beschämen.

Neben diesen Lichtseiten gibt es auch tiefe Schatten. Aus Traditionschristen werden in einer heidnischen Umwelt leicht Traditionsheiden, und die jahrelange Mitbenutzung protestantischer Gotteshäuser, die weiten Wege zum Kirchenbesuch, beschwören bei „bequemen" Katholiken die Gefahr der Konfessionsgleichgültigkeit herauf. So mancher geht dadurch der katholischen Kirche verloren. Aber im großen ganzen darf die katholische Kirche in der Sowjetzone als gefestigt angesehen werden. Es gibt weder unter dem Klerus einen „Pater Plojhar", noch unter den Laien eine namhafte Gruppe mit der man nach dem Muster der CSR eine pseudokatholische Aktion aufziehen und ein Schisma von Rom in die Wege leiten könnte, so sehr das auch der Wunschtraum der sowjetischen Machthaber ist.

Ein bekannter Geistlicher hat einmal die Situation der Kirche in der Sowjetzone mit dem Wort gekennzeichnet: „Wir fühlen uns wie Daniel in der Löwengrube.

* * *

Im Namen Jesu

**Ein Jahr geht an.
Und bange Augen forschen
Nach seiner Bahn.
Und fromme Lippen sprechen
Ein still' Gebet;
Dem wahren Gottvertrauen
Ein Licht ersteht
Im Namen Jesu.**

**Die müden Herzen zagen;
Der Christ steht fest,
Wenn er von seinem Glauben,
Von Gott nicht läßt.
Der Schall von Götternamen
Im Wind verweht! –
In ungetrübtem Glanze
Ein Name steht,
Der Name Jesu.**

**Wir stehen an der Schwelle;
Ein Jahr geht an.
Wir wissen seine Tage
In Gottes Plan.
Wir beugen unsern Willen,
Denn Gott ist gut.
Wir schreiten siegessicher
In seiner Hut!
Im Namen Jesu.**

* * *

Die Löwen schlafen noch und Daniel wartet auf die Mustöpfe des Habakuk." An dieser Kennzeichnung ist sehr viel Richtiges. Sie besagt nämlich, daß nicht die Gefahr einer Kirchenverfolgung in erster Linie akut ist, sondern die Gefahr des Verkümmerns. So manche Arbeit muß liegen bleiben, so manche Chance kann nicht genutzt werden, so manche Aufgabe nicht gelöst werden, weil es an Priestern, an Lehrkräften für den Religionsunterricht mangelt, weil es an Geld und anderen Hilfsmitteln fehlt. Denn die Diaspora Kirche ist nun einmal arm, und sie kann die Riesenaufgabe, die ihr durch den Zustrom der Vertriebenen gestellt ist, nicht aus eigener Kraft lösen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die mitteldeutsche Diaspora schon in normalen Zeiten in der Mitverantwortung und Mitsorge des ganzen katholischen Deutschlands gestanden ist. Heute gilt diese Pflicht in noch erhöhtem Maße. Mag der „Eiserne Vorhang" unseren Blick nach drüben hemmen, unsere Mitverantwortung und Mitsorge müssen lebendig bleiben und noch mehr wachsen, denn unsere Glaubensbrüder und -Schwestern jenseits der Zonengrenze erfüllen mit ihrem tapferen Kampf um den Glauben eine religiöse Mission, die für die künftige geistige Entscheidung Gesamtdeutschlands von wesentlicher Bedeutung ist.

* * *

**Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb dir keine Last,
Wie wär's dann um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär dir die Welt.**

Fouque

* * *

Vater und Mutter

Da saßen wir unlängst am Radio. Wir hörten Josef Haydn's ewig, junges, herzbewegendes Wunderwerk, seine „Schöpfung", in einer ideal schönen Aufführung der Luzerner Musik-Festspiele unter Wilhelm Furtwängler. Wir waren ganz versunken. Aber plötzlich, bei einer Stelle, schauten wir uns an, wie auf Kommando. Der warme Tenor Walter Ludwigs sang:

Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, / nach dem Ebenbilde Gottes schuf er ihn. / Mann und Weib erschuf er sie. / Den Atem des Lebens hauchte er in sein Angesicht, / und der Mensch wurde zur lebendigen Seele.

Mit Würd' und Hoheit angetan, / mit Schönheit, Stärk' und Mut begabt, / gen Himmel aufgerichtet, steht der Mensch, / ein Mann und König der Natur. / Die breit gewölbt', erhab'ne Stirn verkünd't der Weisheit tiefen Sinn, / und aus dem hellen Blicke strahlt der Geist, / des Schöpfers Hauch und Ebenbild. / An seinem Busen schmieget sich, für ihn, aus ihm geformt, / die Gattin hold und anmutsvoll. / In froher Unschuld lächelt sie, / des Frühlings reizend Bild, / ihm Liebe, Glück und Wonne zu.

Was uns aber so plötzlich aufschauen ließ, das war folgendes: Kurz zuvor hatten wir ein ander Liedlein durch die Ätherwellen gehört, auch ein Lied vom Menschen, von Mann und Frau, von Vater und Mutter. Das hatte freilich ganz anders geklungen. Da war berichtet worden von einem Gesetz, das erlassen worden sei, um die Frau dem Manne gleichzustellen. Sie solle von der Familie „entlastet" werden, damit sie „in den Produktionsprozeß eingeschaltet" werden könne. Die Entlastung sollten „Kinderkrippen, Staatsschulen" und andere gemeinnützige Einrichtungen leisten. Ihre Hausarbeit solle „angerechnet" werden, – wahrscheinlich auch das Kinderkriegen, – so daß die Endrechnung, das „Pflichtsoll" 1 : 1 bei Mann und Frau stehe.

O du alter Papa Haydn mit deiner vermotteten Schöpfung. Wie altmodisch bist du mit deiner singseligen Meinung von Liebe, Ehe, Mann und Frau und Kind. Wir leben heut im Zeitalter von Stahl, Beton und Glas. Das Leben ist nicht mehr romantisch wie ein Eifeldörfchen oder ein Rheinstädchen, sondern so nüchtern wie der UNO-Wolkenkratzer in New York.

Und doch, und doch – wir hören dein Lied, guter, alter Haydn, und es greift uns ans Herz. Und du hast doch recht: das Menschenantlitz und das Menschenherz, und Liebe, Treue, Elternglück und Elternpflicht sind nicht Wahn, sondern die stärkere Wirklichkeit. Und die „Fabrik des modernen Menschen kann sie zwar vergewaltigen, aber nicht schad- und straflos, und sie kann sie nicht ausrotten.

Ja, durch die Glaswand der modernen Hochhäuser wird die alte Sonne erscheinen, und Blumen werden auf den Balkonen blühen. Und immer wieder werden Menschen dorthin wandern, wo die Wälder sind und die Wiesen und Felder und der Schnee auf den Bergen und die Wasser im Tal.

Und hinter Stahl und Beton wird immer wieder erblühen das Wunder einer neuen Liebe zwischen Mann und Frau und einer gottgesegneten, fruchtbaren Familie, wie ein Frühling und Sommer. Wo Gott im Herzen der Menschen ist und in der Mitte einer Familie, da blüht das Glück.

* * *

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen,
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr soweit er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er wieder alle an.

Fr. Hebbel

Die Geisterschlacht von Stawronikita

Von Franz Spunda

Zwei bis drei Steinwürfe von jedem Kloster auf dem Berge Athos liegt der Friedhof, wo die Gottseligen unter schlanken Zypressen begraben sind, das unendliche Blau des Himmels zu Häupten und die Sterne.

Doch die Ruhe des Erdgrabes kann nur ein Jahrzehnt währen. Da das Ackerland auf dem Athos kostbar ist, will man die Gottesäcker im Laufe der Jahrhunderte nicht zu groß anwachsen lassen. Man gräbt also nach zehn Jahren die Gebeine aus und schafft sie in eine gemauerte Gruft, über die sich eine Kapelle wölbt, wo jeden Sonnabend für das Seelenheil der Gestorbenen die Liturgie abgehalten wird. In dieser unterirdischen Grabkammer, Kimitirion oder Nekrotaphion genannt, kann man die Gebeine mehrere Meter hoch aufgeschichtet sehen, die schauerliche Beute des Todes aus vielen Jahrhunderten, Schädel, Schulterblätter, Arm- und Beinknochen, regellos durcheinander. Hier sind alle gleich nichtig, ob es nun Fürsten, Gelehrte oder einfache Asketen waren.

Von allen Beinhäusern des Athos ist das Kimitirion von Stawronikita am schauerlichsten. Zwar gehört dieses Kloster als jüngste Gründung auf dem Athos nur dem sechzehnten Jahrhundert an, aber seinem Knochenhaufen entströmt ein seltsam geheimes Grauen, das sich jedermann wie ein verrufenes Geheimnis beängstigend um die Sinne legt.

Ich trat spät am Abend in Begleitung eines Klosterbruders ein. Das Arsenal des Todes lag vor mir. Mehrere tausend Skelette fahlten im Dämmerschein des erlöschenden Tages, der durch die schmale Öffnung stumpf einströmte und die bläulichen Gebeine umspielte, denen bei längerem Betrachten ein matter Phosphorschimmer geisterhaft enthauchte. Ein beklemmender Moderduft legte sich beängstigend auf die Sinne und betäubte das Herz mit Schwachheit und Grauen. Schwer stützte ich mich auf den begleitenden Mönch.

„Komm!“ flüsterte er mir zu. „Die Toten wollen es nicht, daß ein Lebender ihr Reich betritt.“ Und ich hörte plötzlich ein unheimliches Geräusch, als ob zwei Gerippe aufeinander schlügen.

„Was war das?“ fuhr ich zusammen.

„Eine Schlange oder Fledermaus, die sich rührte“, versetzte jener.

„Nein!“ befahl er kurz und zerrte mich ins Freie. Es war mir, als ob im Beinhaus noch einmal die Knochen rumorten. Doch es konnte auch Einbildung sein, denn meine Sinne waren durch den schauerlichen Anblich der phosphoreszierenden Gerippe so überreizt, daß ich bei jedem Geräusch des Windes, der durch die Bäume strich, angstvoll zusammenfuhr. Wir gingen schweigend ins Kloster zurück, das bald hinter uns die Tore schloß.

Der Mönch atmete tief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Ich hätte dich nicht hinführen sollen, die Toten könnten zürnen. Aber hier sind wir sicher vor ihnen“, sagte er ruhig und setzte sich auf eine Stufe der Kirche hin. Merkwürdig, wie suggestiv diese Worte auf mich wirkten. Die Unruhe des Herzens hatte sich plötzlich gelegt, und nach den Schauern des Grabes wehte mich wieder der Hauch des Lebendigen an, der wie leichtes Weihrauchgewölk aus der offenen Kirchentür auf mich einströmte. So blieb ich ruhig neben dem Mönch sitzen und wartete. Denn wer die frommen Brüder mit unzeitigen Fragen bedrängt, dem bleiben sie stumm. Bei ihnen schafft nicht das Reden, sondern das Schweigen, Vertrauen und Freundschaft. So blickte ich ruhig vor mich hin über den Klosterhof, der schon im tiefsten, blauschwarzen Schatten lag, während der hohe Turm in letzter Erinnerung des Lichtes dämmernd im Violendunkel der Nacht verhauchte. Von draußen erscholl das tolle Zirpen der Zikaden. Der Abendstern flimmerte zwischen den Zypressen hindurch, aus einer Zelle drang ein leises Summen einer tiefen Stimme, eine ernste, getragene Weise.

„Hier sind wir sicher“, wiederholte der Mönch neben mir, was er vor einer halben Stunde gesagt hatte, als ob es keine Zeit gäbe. Und mehr zu sich als zu mir begann er zu erzählen, fast unsichtbar und gestaltlos im dunklen Mantel der Nacht: „Es war zur Zeit der Piraten. Meist waren es Räuber aus dem Westen, Franken, Katalonier und Latei-

ner, die nach den Klosterschätzen des Athos gierten. Aber sie belagerten Stawronikita vergebens, der Himmel stand uns bei, und sie mußten mit blutigen Köpfen abziehen. Nur einmal wurde das Kloster erstürmt. Araber waren von Thasos her mit flinken Schiffen so plötzlich aufgetaucht, daß es ihnen glücken konnte, uns zu überraschen und einzuschließen. Ihr Anführer war der schwarze Ibrahim, ein Nachkomme des gefürchteten Seeräubers Chaireddin Barbarossa, der geschworen hatte, das Christentum auszurotten. Es war ein ungestümer Mann, doch trotz seines Lebenswandels von großer Gelehrsamkeit, der die Dichter und Gelehrten seiner Zeit hochschätzte und sogar in der Wissenschaft des Abendlands erfahren war.

Als er nun mit seinen Horden vor dem Kloster lag, schickte er an den Abt ein Schreiben in klassischem Griechisch, worin er die Mönche aufforderte, die Lehre des Propheten Mohammed anzunehmen, oder sie müßten alle durch das Schwert umkommen. Da beschlich Angst die erschrockenen Brüder, und sie bestürmten den Himmel um Rettung, vor allem den großen Wundertäter Nikolaos, den Schutzpatron des Klosters. Dann aber standen sie, durch das Gebet gestärkt, auf und wiesen den Vorschlag des Heiden mit großer Entrüstung zurück. Lieber wollten sie für Christus den Märtyrertod erleiden, als der heiligen Lehre untreu werden!

Wieder schickte Ibrahim einen Boten: er sei kein roher Barbar, wenngleich seine Hautfarbe auch dunkel sei. Er mache sich erbötig, mit einem unter ihnen über den wahren Glauben zu disputieren. Wer den andern durch Beweise überführe, dessen Religion sei die richtige. Er selbst, Ibrahim, Urenkel des großen Chaireddin, des Schreckens der Meere, verpflichte sich, die verhaßte Lehre der Christen anzunehmen, falls es seinem Gegner glücken sollte, ihn zu überzeugen.

Da erstaunten die Mönche, erbleichend sowohl über den Hochmut des Heiden als auch über das Schicksal, das einen unter ihnen zu großer Verantwortung hervorrief. Wer dürfte es wagen, sich dieses Amtes zu unterfangen? Sie alle fühlten sich unwissend und unfähig, den Kampf mit dem Fremden aufzunehmen. Umsonst flehten sie vor dem wundertätigen Bild des heiligen Nikolaos um ein Wunder oder Zeichen: der Mund des Himmels blieb ebenso stumm wie der Mund der Menschen. Und draußen bereiteten die Feinde Brandfakeln für den Sturmangriff.

Bis Mitternacht hatten sie Frist. Schon wurden die Lose gedreht, schon wartete der Bote Ibrahims auf Antwort. Im Falle, daß die Mönche auf das Gespräch eingingen, war ihnen ein Waffenstillstand für diese Nacht zugesagt.

Da trat der junge Diakon Germanos, der stillste unter den Mönchen, vor den Abt und sagte: „Schicke mich! Ich fürchte mich nicht!“ Sein Antlitz glänzte verklärt von Feuern der Scham und Entschlossenheit. Alle waren überrascht und blickten ihn erstaunt an. „Wieso du?“ fragte ihn der älteste Diakon. „Wenn sich kein Besserer findet, will ich es tun“, sagte Germanos bescheiden. „Wahrlich, der Jüngling ist vom Heiligen Geist begnadet“, flüsterten die Mönche und atmeten befreit auf.

Der junge Streiter des Herrn erbat sich den Segen des Abtes, kniete noch einmal vor dem Gnadenbild nieder, und schon erdröhnte am Tor der dumpfe Trom-

Der Orkan

Aus wildgetürmten Wolkenland
Braust Gott heran im Sturmgewand,
Die Erde zu erproben.
Vor seines Worts Posaunenstoß
Stürzt hin der Baum, um opfergroß
Im Tod ihn noch zu loben.
Das Heer der Halme bricht ins Knie
Vor der Gewalt der Melodie,
Die rauschend ihn verkündet.
Der Woge wächst die Wunderkraft,
Daß plötzlich ihre Wanderschaft
Steil in den Himmel mündet.
Das Haus hebt hoch den Helm vom Haupt,
Den Herrn, an den allein es glaubt,
Hingebungsvoll zu grüßen.
Der Mensch zerschlägt des Stolzes Thron
Und fällt wie der verlorne Sohn
Zu seines Schöpfers Füßen.

Arthur Fischer-Colbrie

melschlag zum Zeichen, daß die gewährte Frist verstrichen sein werde. Der Jüngling sprang auf, schlüpfte zum Pförtchen und ließ sich an dem Seil hinunter. Die Heiden brüllten vor Lachen auf, als sie dem bartlosen Jüngling ins Gesicht leuchteten. Das wäre der Richtige, der es mit ihrem Herrn aufnehmen könnte! Sie führten ihn zu Ibrahim; doch dieser nickte nur zur Begrüßung, schärfte seinem Kommandanten noch einmal den Befehl des Waffenstillstandes ein und zog sich mit Germanos in einen Olivenhain zurück.

Die beiden Männer setzten sich auf Felssteine und begannen ihr Gespräch über Gott. Obwohl sie beide das gleiche meinten, aber in verschiedenen Vorstellungen, entwickelte sich aus unbedeutenden Bemerkungen immer hitziger der Kampf. In Ibrahim brach die lange aufgestaute Lust am geschliffenen Wort durch, und seine Stimme funkelte wie blitzender Stahl. So rückte er immer mehr von Gott ab und wurde leidenschaftlicher Mensch, ganz seinen Begierden preisgegeben. Auch Germanos hatte Mühe, sein Persönliches zurückzudrängen. Es scheint eine Schwäche des menschlichen Denkens zu sein, daß uns die Gestalt höher dünkt als die Idee, so daß auch die Weisen daran scheitern, weil sie ihr Bekenntnis für wichtiger halten als das Erkennen. So möge man es auch verstehen, daß sich die beiden Gottesstreiter, statt zu einem verzeihenden Verstehen zu gelangen, immer mehr erhitzten und durch Worte das zu erreichen suchten, was ihnen ein Augenblick besinnenden Schweigens reichlich gegeben hätte. Germanos indes schien noch immer Haltung zu bewahren, während der Seeräuber in sich die Gluten früherer Leidenschaften entfachte, die er, da er sie an sich nicht bekämpfen konnte, auf den Gegner übertrug und, seine Beschämung vorwegnehmend, in wüste Schmähungen gegen die Christen ausbrach. Germanos faßte den Unbeherrschten an der Hand und führte ihn in das Beinhaus, das hinter den

* * *

Zu Dir

Herr, was im Herzen klingt
Und jubiliert und singt
Und aufwärts steigt –
und weit verweht –
Es will zu dir!

Halts ab von irrem Flug,
Von listerdachtem Trug,
Zeig ihm Erlöserblick
ihm reines Glück –
O führ's zu dir!

Herr, was im Herzen weint,
Sich sehnt und traurig scheint
Und sonnwärts möcht' –
und erdwärts geht –
Es will zu dir!

Lenk's mild den rechten Pfad,
Mach's reich mit deiner Gnad' –
Gib, daß durch Leid und Lied
mein Flehen zieht:
„Herr führ's zu dir!"

Maria Dürr

* * *

Ölbäumen stand. Er schloß die schwere Tür auf und ließ den Schlüssel stecken, ganz absichtslos. Sie traten in das Grabgewölbe, wo die Gerippe schimmerten, wie du es vorher gesehen hast. Germanos sagte: „In hundert Jahren sind auch wir Staub und Gebein, aber der Gedanke, den wir gedacht haben, der bleibt. Daher ziemt uns, nur das Geistige in uns leben zu lassen. Was du bisher sagtest, das war dein Blut, aber nicht dein Geist. Jetzt wollen wir ruhig denken und die Jahrhunderte als Zeugen anrufen."

Ibrahim lachte vor Wut auf. „Du gibst dich also verloren, wenn du die Toten anrufst. Dein Glaube ist der Glaube der Toten, Allah aber ist Leben!" In diesem Augenblick erhob sich draußen ein großes Getöse. Die Piraten hatten das Verschwinden ihres Führers bemerkt und vermuteten wohl, daß er durch eine List der Mönche überrumpelt und gefangengenommen wurde. Ohne sich um das eingeschärfte Verbot zu kümmern, schleuderten sie in rächender Wut die vorbereiteten Pechkränze gegen das Kloster, dessen dürres Sparrenwerk bald vom Feuer umleckt wurde. Entsetzt sahen beide Gottesstreiter den lodernden Feuerschein, der durch den schmalen Eingang hereinfiel und auf den Gerippen tanzte.

Ibrahim war vor Wut fahl geworden. „Deine Leute haben ihr Wort gebrochen", sagte der Christ. „Hier hast du einen Beweis, der schwerer wiegt als jegliches Wort: Kann Gott auf seiten der Wortbrecher sein? Urteile selbst, Ibrahim!" Statt aller Antwort hörte man das rohe Brüllen der Heiden, die in tierischer Mordlust über die wehrlosen Christen herfielen und sich an ihrem Blute ersättigten.

„Es ist zu spät", knirrschte Ibrahim, „man kann nichts mehr retten. Während wir Worte wechselten, haben die andern gehandelt. Ist es nicht ein Zeichen, daß Allah es also will?"

„Gott also als Vorwand für feigen Verrat?" – Er konnte nicht weitersprechen, schon hatte Ibra-

him, sinnlos vor Wut und Beschämung, seinen Dolch gezogen und durchstach die Brust des Christen. Germanos taumelte, raffte aber wie in plötzlicher Eingebung seine letzte Kraft zusammen und warf die Tür ins Schloß, so daß der Heide unter den Toten gefangen war. Das Schloß war nur von außen zu öffnen, war ein sogenanntes Fallschloß, das von oben einschnappte und die schmiedeeisernen Gurten ineinanderfallen ließ. Von innen war es nicht zu öffnen. Draußen steckte der Schlüssel. Ibrahim suchte mit dem Dolch die Klammern zu lösen, doch vergebens, der Stahl zerbrach unter seinen fiebernden Händen. Von wahnwitziger Angst gepeinigt, brüllte er auf, doch die Stimme blieb wie er selbst in dem unterirdischen Grab gefangen. Ohnmächtig sank er auf die Leiche des von ihm Gemordeten.

Stawronikita verbrannte in dieser Nacht bis auf die Grundmauern. Frühmorgens zogen die Räuber mit reicher Beute ab, ohne Ibrahim, der spurlos verschwunden blieb. Die Heiden mußten mit Blindheit geschlagen sein, daß niemand auf den Gedanken kam, die nahe Grabkapelle zu durchsuchen. Ibrahim muß während dieser Zeit ohnmächtig gewesen sein, sonst hätte man sein Rufen hören müssen.

Nach einigen Tagen kamen die Mönche des nahen Klosters Pantokrator zur rauchenden Brandstätte und bestatteten die Gefallenen. Während sie im Friedhof frische Gräber aushoben, schien es ihnen, als ob von unten her, tief aus der Erde, ein dumpfes Wimmern und Stöhnen quölle, so daß sie entsetzt in der Arbeit innehielten und einen neuen Friedhof anlegten, abseits vom Kampfplatz. Denn die Erde rings um das Kloster war durch das vergossene Blut entweiht und mußte durch viele Exorzismen von bösen Geistern gereinigt werden. Nach einer Woche verstummte auch wirklich das Stöhnen der Erde.

Etwa zehn Jahre später wurde das Kloster durch den Wlachenfürsten Serwanos Kantakuzenos neu aufgebaut und neu besiedelt. Als man zum Kimitirion kam, fand man den Schlüssel von außen stecken. Man öffnete das verrostete Tor und trat ein. Da lagen zwei Gerippe nebeneinander, mit Resten vermoderter Kleider, und ein zersplitterter Dolch. Achtlos warf man die Gebeine zu den übrigen und legte dann die Überreste der gemordeten Mönche hinzu. Seit dieser Zeit hörte man gelegentlich zur Nachtzeit ein unheimliches Klappern von Knochen, als ob sie gegeneinander kämpfen würden. Erst jetzt kam man auf den Gedanken, ob nicht die Gebeine des heidnischen Christusfeindes dort im Beinhaus der Mönche ruhten, denn der gefundene Dolch zeigte die Arabeske des Namens Ibrahim. Jetzt war es natürlich unmöglich, die Gebeine des Piraten aus dem Knochenberg herauszufinden."

Nach einer Pause fuhr der Erzähler fort: „Seit mehr als einem Jahrhundert geht die Sage, daß man in gewissen Neumondnächten die Geister Ibrahims und der Mönche über dem Kimitirion wie luftige Nebelstreifen sieht, die gegeneinander kämpfen. Der Haß des Heiden dauert ungebrochen noch im Tode fort. Das Klappern der Gebeine zeigt an, daß Ibrahim wieder kämpfen will." —

* * *

An Maria

Maria, dich zu schauen,
Ist meiner Augen Trost.
So schön ist auf den Auen,
Vom holden Lenz umkost,
Kein Blümlein je zu finden
Und sucht ich, bis die Augen mir erblinden!
Von allen Frauen,
Maria, keine ist so schön wie du zu schauen.

Maria, dich zu preisen
Ist meines Liedes Lust.
O leg' viel bunte Weisen
In meine arme Brust;
Gib, Holde, mir die Kunde,
Zu loben dich mit süßem Sängermunde.
Dich recht zu preisen,
Noch viel zu arm sind meiner Harfe Weisen.

* * *

Vor allem lerne nur dich selber zu belehren;
So werden andre dich als ihren Lehrer ehren.

Fr. Rückert

Canadas Einwohnerzahl erreicht 14,000,000

Canadas Einwohnerzahl hat offiziell die Zahl von 14,000,000 erreicht. Das ist das soweit festgestellte Ergebnis der Volkszählung 1951, nach einer Bekanntgabe des Dominion Bureau of Statistics. Demgemäß stellt sich die Einwohnerzahl der zehn Provinzen, dem Yukon und den Nordwest Territories, auf 13,889,537. Der Abschluß der Zählung wird bis zum 31. März erwartet und wenn das endgültige Resultat bekannt ist, wird das Total der Einwohner die Zahl von 14,000,000 erheblich überschreiten.

Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1941 belief sich die Einwohnerzahl auf 11,811,532.

Es ist dies das erste Mal, daß die Bevölkerung Neufundlands in einer Canadischen Volkszählung figuriert.

Mit Ausnahme von Saskatchewan hatten alle Provinzen während der Periode 1941 bis 1951 eine Bevölkerungszunahme verschiedenen Umfanges zu verzeichnen, von 2.9% in Prince Edward-Island bis nahezu 41% in British Columbia.

Die Bevölkerung Saskatchewans weist einen Rückgang von 8% auf, der fast gänzlich auf die Kriegsjahre zurückzuführen ist, als tausende von Personen nach dem Osten Canadas übersiedelten, um dort in Kriegsindustrien zu arbeiten.

Numerisch hatte Ontario den größten Zuwachs, nämlich 774,699, was eine Vermehrung von über 20% entspricht. Quebec folgte an zweiter Stelle mit einer Bevölkerungszunahme von 678, 353 seit 1941, oder 20.4%.

Der nächstgrößte Zuwachs war in British Columbia mit 335,198.

Die nachstehenden Ziffern geben den Stand der einzelnen Provinzen. Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Einwohnerzahl 1941: Britisch Columbia, 1,153, 059 (817,861); Alberta, 936,556 (796,169); Saskatchewan, 829,175 (895,992); Manitoba, 771,815 (729,744); Ontario, 4,562,354 (3,787,655; Quebec, 4,010,235 (3,331,882); New Brunswick, 512,186 (457,401); Nova Scotia, 638,277 (577,962); Prince Edward Island, 97,787 (95,047); Newfoundland, 357,762 (321,819) Yukon zählte im Jahre 1941 4,914 Personen, die Northwest Territories 12,028. die mutmaßlichen Zahlen für 1951 sind: Yukon, 5,897; und Northwest Territories 14,434.

Pater Alfons Schaller, O.M.J., †

Fortsetzung von Seite 4

das Sterben der Präriepriester. Kein Blutsverwandter steht an seinem Sterbebette, keiner trauert an seinem Grabe. Nur seine priesterlichen Mitbrüder beten ihm das letzte Gebet und denken dabei an ihr eigenes Grab, das bald auch gegraben werden wird. Pater Schaller war jedoch nicht ganz verlassen. Es kamen einige seiner Pfarrkinder aus Goodsoil, andere kamen aus Wilkie und Umgebung, um ihrem früheren Priester den letzten Liebesdienst zu erweisen. Schön und echt ist die Liebe zwischen Priester und Pfarrkind. Sie ist eine Liebe in Jesus dem Herrn, dem Pater Schaller gedient bis ans Ende. Möge er ruhen in Frieden!

* * *

Man muß Gelegenheit, wo sie sich zeigt, benutzen
Und vor Verlegenheit, wo sie erscheint, nicht stutzen.

Fr. Rückert

* * *

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Natürlich mit Verstand
Sei du beflissen!
Was der Gescheite weiß,
Ist schwer zu wissen.

Goethe

* * *

**Erröten macht die Häßlichen
so schön,
Und sollte Schöne nicht noch
schöner machen?**

Lessing

Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl



Fortsetzung

So beschlossen die Bäuerin und ihr Sohn, der verleumdeten Magd zu helfen. Auch Gallus, der Bauknecht, suchte die Agnes herauszureißen; aber er tat dies in seiner Weise, indem er dem einen Klatsch einen andern entgegensetzte. Da und dort erzählte er, was man über die fremde Magd sage, wär von Grund aus verlogen und verdreht. Das einzig Wahre sei, daß Agnes einen reichen Bauern in ihrer Heimat gerne geheiratet hätte. Weil sie aber nur eine arme Häuslerstochter sei, habe sie der Bauer nicht mögen und darum wäre sie aus der Heimat fort. Dieser Trug half nichts, sondern bewirkte nur, daß das Gerede noch verworrener und abenteuerlicher wurde. Agnes war immer noch ahnungslos. Wohl fiel ihr auf, daß die Leute so heimlich tuschelten und ihr so merkwürdig nachschauten, wenn sie irgendwo vorbei kam, aber den Grund davon hätte sie sich nicht träumen lassen. Eines Abends jedoch schrie es ihr die Feldmagd Liesl ins Gesicht.

Agnes hatte nach dem Rosenkranz, als die meisten Hausgenossen schon schlafen gegangen waren, noch einige Arbeiten in der Küche zu verrichten, bei denen sie von der Liesl mehrmals gestört wurde. Es kam zu einem kleinen Wortwechsel, plötzlich rief die Feldmagd erbittert:

„Du hast keinen Grund, so stolz zu tun, man weiß ja, daß dein Vater ein Schelm ist und im Zuchthause sitzt. Und auch du hättest den reichen Bräutigam nicht aufgeben müssen, wenn dir die Adamsgabel nicht um ein paar Zoll zu lang gewachsen wär."

Agnes wurde glührot und zitterte wie Espenlaub.

„Wer sagt das?" stieß sie nach einer kurzen Weile hervor.

„In der ganzen Gegend redet man davon", erwiderte die Liesl gehässig, „da im Hause wissen es alle, auch der Bauer und die Bäuerin. Jetzt wird dein Heiligenschein bald in Trümmer gehen wie ein altes Laternl."

Mit diesen Worten trappte das Mädchen lachend aus der Küche und ging in die Kammer, wo es der Threinl seine Heldentat erzählte.

Agnes wurde an diesem Abend mit ihrer Arbeit länger nicht fertig als sonst. Sehr spät kam sie erst in das Stübchen zur Bäuerin, kniete noch lange Zeit vor dem Bette und ging dann still zur Ruhe. In der Nacht hörte die Bäuerin immer wieder, wie das Mädchen ächzte und stöhnte. Auf ihre Frage ob es krank sei, erwiderte Agnes kurz, nein, krank sei sie nicht, aber sie könne nicht schlafen. Gegen Morgen glaubte die Bäuerin ein unterdrücktes Weinen zu vernehmen, das schnell wieder aufhörte. Richtig hatte Agnes, als sie aufstand, rotgeweinte Augen. Sie bemerkte das selber im Spiegel und suchte die verräterische Farbe wegzuwaschen. Allein . . . je mehr sie an den Augen wusch, desto röter wurden sie. Den ganzen Tag wartete die Bäuerin, daß das Mädchen sich ausspreche. Doch Agnes sagte kein Wort und arbeitete wie immer, nur eine tiefe Traurigkeit spiegelte sich auf ihrem Antlitz. Auch bei Tisch gab sie nur kurze Antworten auf Fragen, redete sonst keine Silbe und blickte traurig vor sich hin. Wenn sie merkte, daß die Augen des Bauers auf ihr ruhten, wurde sie rot bis an die Ohren und zitterte. Allen war es klar, daß Agnes jetzt von den wider sie herumlaufenden Verdächtigungen wußte, und die Stimmung im Hause wurde immer gedrückter. Auch die folgende Nacht schlief das Mädchen keine Viertelstunde und war sehr unruhig, doch schwieg es unentwegt. Am nächsten Vormittag, als es mit der Bäuerin allein in der Küche war, öffnete es endlich den Mund:

„Bäuerin", sagte es zitternd und bleich, „laßt Euch nicht aufregen von dem was ich jetzt sag. Es kommt mich sehr hart an, aber ich muß fort aus Eurem Hause."

„Um Gotteswillen, Agnes, warum denn? Haben wir dir etwas getan?" rief die Alte.

„Nein, Ihr nicht. Aber Ihr wißt wohl, was von mir geredet wird, und mit so einem schlechten Ruf kann ich nimmer bleiben. Ich halt's vor Scham nicht aus."

„Agnes, wenn man unschuldig ist, vermag einem kein übles Gerede etwas anzuhaben."

„O wohl, wohl. Unser Herr ist auch unschuldig gewesen, und wegen dem üblen Gerede hat er sterben müssen."

„Du, du, lästerliches Madl, mit Unserm Herrn wirst du dich doch nicha vergleichen."

„Vergleichen nicht, nein, nein, so dürft Ihr's nicht auffassen, Bäuerin", tat Agnes erschrocken; „aber die schlechte Nachred kann einen Menschen um Ruhe und Frieden, ja fast ums Leben bringen. Wegen der feindlichen Nachreden bin ich vom Hause fortgegangen — wegen d e m und weil ich einen abscheulichen nichtsnutzigen Menschen hätt heiraten sollen —; da bei Euch hab ich's gut gehabt, und ich bin das erstermal seit meinen Kinderjahren wieder ruhig und glücklich gewesen, weil ich gemeint hab, ich bring's zu Ehre und gutem Ruf; aber jetzt verfolgt mich die üble Nachred bis daher, und es ist alles umsonst."

Ein aufstoßendes Weinen würgte das Mädchen im Hals; aber es tat sich Gewalt an und hielt die Tränen mit aller Gewalt zurück.

„Du armes Kind", sagte die Bäuerin, „du mußt wohl büßen, was andere verschuldet haben."

Sie hielt eine Zeitlang inne und glaubte, daß Agnes sich jetzt über ihre Familienverhältnisse aussprechen werde. Das Mädchen kämpfte mit den Tränen, ließ aber nichts verlauten. Darum fragte auch die Bäuerin nicht weiter, sondern tröstete:

„Schau, du darfst dir das Geklatsche nicht gar so zu Herzen nehmen. Wir da im Hause glauben nicht daran, und zwischen dir und uns soll alles bleiben, wie es gewesen ist."

„Aber der Bauer glaubt das Gerede."

„Nein, Albert ist ganz von deiner Unschuld überzeugt, und läßt nichts auf dich kommen."

Einen Augenblick leuchteten die traurigen Augen des Mädchens auf. Doch bald ließ es den Kopf noch tiefer hängen und sagte:

„Die üble Nachred ist einmal da, und sie läßt mich nimmer aus. Wenn Ihr an meine Unschuld glaubt, seid Ihr wohl so gut stellt mir ein ehrenhaftes Zeugnis aus; dann geh ich weit fort, daß mich niemand mehr erfragt."

Die alte Frau wurde etwas ungeduldig über den vermeintlichen Eigensinn des Mädchens und erklärte beinahe schroff:

„So mir nichts, dir nichts davonlaufen darf eine Magd nicht; da haben wir Schaffersleute auch etwas dreinzureden. Ich werde mit dem Albert sprechen."

Am Nachmittag, als mit Ausnahme von Agnes und der Bäuerin alle Hausleute auf dem Felde waren, trat plötzlich der junge Bauer in die Küche und gab Agnes einen Wink, ihm zu folgen. Er ging in die große Wohnstube und zitternd schritt das Mädchen hinter ihm her. Drinnen standen sie eine Zeitlang schweigend voreinander; Agnes getraute sich nicht, den Bauern anzuschauen, aber auch er richtete seine Augen nicht auf das Mädchen, sondern immerfort auf den Boden. Nach einer Weile begann er zu reden, langsam und ernst, beinahe streng.

„Agnes", sagte er, „wie mir die Mutter erzählt hat, willst du etwas recht Närrisches anfangen. Wegen eines dummen, boshaften Tratsches, an den kein ordentlicher Mensch glaubt, willst du Knall und Fall ausreißen und durchgehen. Fällt dir gar nicht ein, daß du damit den bösen Zungen recht gibst und dich selber in Verdacht setzest? Vor so einem Gerede darf man nicht fliehen, sondern man muß tapfer standhalten und sich wehren dagegen. Und wenn du dich selber nicht wehren kannst, so sind andere Leute da, die für dich eintreten müssen und eintreten werden. Ich und die Mutter haben es schon vor etlichen Tagen abgeredet, daß wir dich nicht stecken lassen, sondern in der ganzen Gemeinde deine Ehre und deinen guten Ruf verteidigen wollen. Wart mal und sieh, ob unsere Stimme nicht mehr Geltung hat als so ein eitles Geklatsch. Es wär auch undankbar von dir, jetzt so davon zu gehen wie von einem schlechten Spiel Karten. Der Pfarrer von Planeigen hat sich viele Mühe gegeben, dich bei uns unterzubringen, und er hat uns dein leibliches und geistiges Wohl ans Herz gelegt. Du wirst bekennen müssen, daß wir alles getan haben, um dich vor Schaden zu bewahren, und daß du bei uns gut aufgehoben warst. Wir halten's mit allen braven Dienstboten so, sie gehören zu uns. Wenn du jetzt ausreißt wie ein ungeduldiges Kind, tust du dem Pfarrer und uns einen Undank an. Ver-

steh mich recht. Ich will durchaus nicht sagen, daß wir dich bloß aus Gutherzigkeit in Dienst genommen und dir große Wohltaten erwiesen haben. Nein, wir haben dich notwendig gebraucht, und du hast mehr als deine Pflicht getan, so daß wir dir noch etwas besonderes schuldig wären. Aber soweit kenn' ich dich, auf den Lohn kommt's dir nicht an, und kommt's auch nicht darauf an. Die Hauptsache bleibt alleweil, wie man im Herzen gegen einen Menschen gesinnt ist. Und da wirst du auch sagen müssen, daß wir dir Wohlwollen und Vertrauen geschenkt haben. Es ist uns leid um dich, wenn du gehst, der Mutter und mir auch. Und wir haben Sorge um dich, wenn du blindlings in die Welt hinausrennst. Du weißt gar nicht einmal, wohin du gehen sollst und zu was für Leuten du kommst. Jedenfalls wirst du nicht so schnell wieder ein Haus finden, wo man dir auch Wohlwollen und ein Herz entgegenbringt."

Die letzten Worte hatte er nicht mehr so trocken wie die ersten, sondern auffallend warm gesprochen, jetzt schwieg er. Das Mädchen stand wie mit Blut übergossen da. Plötzlich schlug es die Hände vor's Gesicht und begann leidenschaftlich zu weinen. Doch rasch faßte es sich wieder, dämpfte den Anfall und trocknete in großer Verwirrung die Tränen. Lange wartete der Bauer auf eine Antwort, doch das Mädchen war so ergriffen, daß es nicht zu sprechen vermochte. Da sagte er trocken und kalt:

„Jetzt kennst du unsern Sinn. Wenn du glaubst, es dir an einem anderen Platz besser zu machen, kannst du von uns aus gehen auch. Wir halten niemanden mit Gewalt."

„Nein, nein, Bauer, ich geh nicht mehr", rief das Mädchen stürmisch: „ich bleib immer bei Euch, solang Ihr mich behaltet. Da bei Euch bin ich sicher, und an keinem Ort ist mir so wohl."

„So ist's recht, Agnes", lobte er, „jetzt seh ich, daß du nicht nur ein braves, sondern auch ein kluges Mädchen bist. Sei nicht mehr verzagt und verlaß dich auf uns. Es kommt alles wieder ins Geleise."

Draußen in der Küche trat Agnes demütig zur Bäuerin und bat, sie möge ihr doch um Gotteswillen den Sturm verzeihen und sie wieder behalten. Sie werde jetzt immer ihrem Rate folgen, denn sie wisse, daß es die Bäuerin gut wie eine Mutter mit ihr meine. Von diesem Tage an schloß sie sich noch enger an die alte Bäuerin an und wurde beinahe zärtlich zu ihr. Gegen den Bauer hegte sie noch größere Scheu als vorher; aber ihre Gedanken waren immer bei ihm, sie mochte sich wehren, soviel sie wollte. Eine merkwürdige Unruhe, wie sie früher nie eine solche gespürt hatte, wurde in ihrem Herzen lebendig.

In den nächsten paar Wochen gaben sich der Bauer, seine Mutter, die alte Thres und im Auftrag des Bauers auch die Knechte viel Mühe, das Gerede über Agnes verstummen zu machen. Überall, wo sie hinkamen, lobten sie das Mädchen und erklärten, daß kein wahres Wort an dem sei, was man ihm nachsage; der Pfarrer von Planeigen habe der Agnes das beste Zeugnis ausgestellt, das man sich denken könne. Außerdem schickte die Bäuerin das Mädchen oft mit größeren Geldbeträgen ins Dorf hinaus zum Einkaufen, damit alle Leute sehen sollten, daß man dem Mädchen unbedingtes Vertrauen schenke. Aber trotz aller Maßnahmen wollte das Gerede nicht verstummen. Wenn es ein bißchen nachgelassen hatte, setzte es etliche Tage später um so stärker wieder ein. Fast schien es, als ob es geflissentlich von irgend einer geheimen Stelle immer wieder neu angeblasen würde. Es nahm jetzt das Gerede sogar bestimmtere Formen an. Man erzählte sich, daß Agnes daheim in einem Krämerladen mehrere Meter von einem feinen, blauen Wollstoff zu einem Festtagsgewand gestohlen habe. Der Diebstahl sei aufgekommen, und daran habe sich die Heirat mit dem reichen Bräutigam zerschlagen.

Da entschloß sich der Bauer, dem Ursprung der Verleumdungen auf den Grund zu kommen. Er reiste zum Lichtmeßmarkt nach Brixen, und bei dieser Gelegenheit machte er einen Abstecher nach Planeigen.

In Planeigen erfuhr der Talmar, daß Agnesens Vater wirklich der Landschelm war, als den man ihn ausschrie. Gerade gegenwärtig saß er wieder, wenn auch nicht im Zuchthaus, so doch im Gefängnis und hatte noch drei Wochen zu sitzen, weil er einen größeren Diebstahl begangen und das Ausreiseverbot aus der Gemeinde übertreten hatte. Über Agnes hörte der Bauer fast nur Gutes. Bloß einzelne Stimmen wurden laut, die behaupteten, die Tochter sei nicht viel besser als der Vater. Allein der Pfarrer von Planeigen stellte ihr mündlich noch das bessere Zeugnis aus als schriftlich. Agnes sei eines seiner bravsten und charaktervollsten Pfarrkinder gewesen, so versicherte er, und niemand könne ihr mit Grund die leiseste Unehrlichkeit nachsagen. Von einer Mutterschwester, der Marianna, habe sie eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und sei schon als Schulmädchen im Guten

gefestigt worden. Später habe sie zu Hause neben dem Schelmvater und zwei nichtsnutzigen Verwandten eine schwere Prüfungszeit durchgemacht, und man müsse sich wundern, daß Agnes in dieser Gesellschaft so brav geblieben wäre; aber sie sei nicht nur brav geblieben, sondern durch die fortwährende Versuchung noch standhafter und charaktervoller geworden. Schließlich habe sie der Alte an einen landbekannten Gutsschacherer, einen ekelhaften, schlechten Menschen — den Sigreit — verkaufen wollen. Um dieser Heirat zu entgehen und wohl auch um die Familienschande einmal loszuwerden, sei sie in die Fremde gegangen.

Je mehr der Pfarrer Agnes lobte, desto heftiger klagte er über seine Seelsorge. Da, in diesem Branntwein- und Geigenparadies, sterbe er nicht, beteuerte er, denn vor dem besoffenen Gejohle und Gedudel hätte er noch im Grab keine Ruhe; sobald etwas auskomme, halte er um einen anderen Posten an. Der Talmar mußte über die Hitze des alten Herrn unwillkürlich lächeln; im Stillen dachte er sich, gescheiter wäre es, die Leute besser machen als davonlaufen; laut aber sagte er, etwas sei überall und alles golden sei nirgends. — —

Teils in Planeigen, teils auf dem Heimweg erfuhr der junge Bauer auch, von wem das Gerede gegen Agnes verbreitet worden war. Als Hauptanbläser entpuppte sich der Knecht Urban. Nachdem er vom Mar im Tal davon gejagt worden war, hatte er in Niklasen keinen Posten mehr gefunden, und arbeitete nun bald da, bald dort als Taglöhner. Im Spätherbst fand er eine Anstellung als Bahnarbeiter, und als solcher kam er in die Nähe von Planeigen, wo die Bahnstrecken verlegt wurde. Da er noch immer einen starken Zorn gegen Agnes hegte, ließ er es sich nicht entgehen, ihre Heimat öfters aufzusuchen und sich um die Verhältnisse des Mädchens genau zu erkundigen. In Planeigen traf er bald Leute, die auch einen Zorn auf Agnes hatten, so namentlich den Sigreit und die Lenzischen; von diesen erhielt er Mitteilungen, wie er sich keine besseren wünschen konnte. Schadenfroh war er zu Weihnachten nach Niklasen gekommen und hatte beim Kandeswirt seine Neuigkeiten zum Besten gegeben. Die Kandeswirtin war ein Geschwisterkind von ihm, und mit der Kellnerin hatte er schon länger ein Gebandel. Durch diese zwei Weibsbilder war nun das Gerede gegen Agnes weiter verbreitet worden, und sie bliesen das Feuer, wenn es ausgehen wollte, immer wieder von neuem an.

Nach seiner Heimkehr beriet der Talmar lange mit seiner Mutter, und sie wurden einig, daß Agnes die Ehrverletzer vor Gericht belangen solle. Damit dem Mädchen der Entschluß leichter werde, trat der junge Bauer vor Agnes hin und sagte entschieden, die Ehre sei eines der höchsten Güter auf Erden, für die Ehre müsse man alles tun; es bleibe ihr keine andere Wahl, als die Ehrabschneider zu klagen. Sie brauche sich gar nicht zu fürchten, denn es sei nicht notwendig, daß sie selbst zu Gericht gehe. Er werde ihr einen tüchtigen Advokaten besorgen, dem sie die Vollmacht, für sie zu handeln, übertragen könne. Der Advokat werde dann in ihrem Namen die ganze Sache durchführen, ohne daß sie selbst nur ein einzigesmal vor Gericht erscheinen müsse. Eine Zeitlang blickte das Mädchen den Bauern starr an, dann sagte es rasch:

„Mir ist's schon recht. Die Ehre ist alles wert, ja, ja. Was der Advokat kostet, das werde sie abdienen. Oder ich kann's auch mit meinem Geld abzahlen, sobald ich volljährig bin."

„Wer die Kosten zahlt, das wird man schon sehen", versetzte der Bauer.

Acht Tage später war die Sache schon einem Advokaten übergeben. Der Advokat nahm sie umso schärfer in die Hand, als ihm der Talmar noch eine besondere Vergütung versprach, wenn der Handel gut ausgehe. Und er ging gut aus. Urban, der Bahnarbeiter, wurde zu vier Wochen Gefängnis verurteilt, die Kellnerin beim Kandeswirt zu vierzehn Tagen. Dem Kandeswirt und seiner Ehehälfte wurden die Prozeßkosten und fünfzig Gulden für die Armenkasse der Gemeinde aufdiktiert. Außerdem mußten alle vier eine Ehrenerklärung abgeben und einen demütigen Widerruf leisten, der am nächstfolgenden Sonntag auf dem Kirchplatz in Niklasen vor der ganzen Gemeinde verlesen war. Zwei, drei Klatschbasen, die auch angeklagt waren, kamen mit einem scharfen Verweis davon.

Das Urteil machte großen Eindruck in Niklasen. Überall erzählte man sich, der Talmar selber wäre hinter dem Prozeß gestanden und er hätte ihn bis zum äußersten getrieben, weil er sich in seiner Hausehre gekränkt fühlte. Sein Stolz hätte es nicht ertragen können, daß man ihm vorwarf, er habe einen ehrlosen Dienstboten im Hause. Obwohl bei der Verhandlung aufgekommen war, was für eine Bewandnis es mit Agnesens Vater hatte, wagte doch niemand mehr davon zu reden, weil man eine neue Klage fürchtete. So verstummten wie mit einem Schlag alle ehrenrührigen Äußerungen gegen Agnes

nebst dem Klatsch, der daranhing. Das Mädchen näherte sich eines Abends schüchtern dem Talmar und sagte mit tiefer Empfindung:

„Bauer, Ihr habt mir eine Wohltat erwiesen, wie es für mich keine größere gibt. Ich dank Euch von ganzem Herzen."

„Du hast keine Ursache, mir zu danken", erwiderte er, „denn ich habe nur getan, was ich mir selber als ordentlicher Hausvorstand schuldig bin. Das, was ich für dich getan hab, hätt' ich auch für jeden anderen Dienstboten getan."

Er sprach diese Worte kühl und ging, ohne eine weitere Rede des Mädchens abzuwarten, schnell weg. Betroffen starrte ihm Agnes nach. So stolz und abweisend hatte er sich ihr gegenüber noch nie gezeigt. Am selben Abend ging der Bauknecht Gallus dem Mädchen nach und sagte, wohlgefällig schmunzelnd:

„Weißt noch, Madl, was ich dir erzählt hab, als wir im Sommer feierlich miteinander Einzug gehalten haben? Unser Bauer, der Albert, hab ich gesagt, wär so ein guter und prächtiger Mensch, daß man ihn in Gold fassen könnt. Jetzt bist du selber auf mein Wort gekommen und du zweifelst nicht mehr daran, gelt? Und du hast's ganz besonders gut bei ihm. Verdienst es auch; denn man muß weit gehen und schon mit einer Laterne suchen, bis man ein so braves und fleißiges Madl findet wie dich. Brauchst nicht rot zu werden wie eine Osterkugel. Nein, nein, wart ein bißl und laß mich ausreden. Du sollst nämlich wissen, daß wir Dienstboten im Hause nie an deiner Ehre gezweifelt haben, vielleicht die zwei Schnepfen, das Liesl und das Threinl, ausgenommen. Und es hat uns alle gefreut, daß deine Ehre so prächtig wieder hergestellt worden ist. Jetzt halten wir noch mehr auf den Bauern, weil er gar so tapfer für dich eingetreten ist. Weißt, er hat eigens eine Reise gemacht nach Planeigen, in deine Heimat, um alles genau auszuforschen, damit er dich nachher ordentlich verteidigen kann."

„Wie? Was?" rief das Mädchen erschrocken; „der Bauer wär nach Planeigen gefahren? Da hat dir jemand was Blaues vorgemacht; es kann nicht sein."

„Jetzt tust du kurios, Madl. Warum soll's denn nicht sein? Du bist beim Bauern gut eingelegt, besser als wir alle, und ich mein', er ließe es sich ziemlich viel kosten für dich, wenn's notwendig wär. Daß er in Planeigen gewesen ist, weiß ich bestimmt, weil er's bei der Gerichtsverhandlung selber gesagt hat."

„So, so? Also wirklich in Planeigen gewesen?" seufzte das Mädchen, dann lief es spornstreichs davon.

Verdutzt schaute ihm der Knecht nach und indem er mißmutig den Kopf schüttelte, sprach er zu sich selber:

„Ein g'spassiges Madl! Bei dem weißt du nie, was für ein Wetter ist. Wenn du ihm schön tun und etwas recht Feines sagen willst, rennt's fort, als ob ihm eins mit Brennesseln nachlaufen tät. Es ist ein eiskalter Brocken, und doch verrückt's allen Mannsbildern das Uhrwerk. Aber Gallus, alter Knapp, was redst du denn da für ein Bohnenstroh? So ein Esel bist du doch nicht, daß du dich in deinen alten Tagen noch um ein Mädchen scherst. Dir kann's gleich sein und ist's auch gleich, ob dich so ein Mädchen sauer oder süß anschaut. Punkt und Streusand darauf, sagt der Schullehrer. Die Hauptsach bleibt alleweil, daß die Agnes brav ist und ein leichtes Herz hat."

Aber Agnes hatte kein leichtes, sondern ein zentnerschweres Herz. Immer wieder mußte sie daran denken, daß der Talmar in Planeigen gewesen war, um sich über ihre frühere Aufführung zu erkundigen. Das tat ihr in die Seele hinein wehe, weil sie gemeint hatte, er könne gar nicht zweifeln an ihr. Fast hinterlistig kam ihr seine Handlungsweise vor. Auch war es ihr höchst peinlich, daß er jetzt genaue Kenntnis davon hatte, wie es mit ihrem Vater stand. Tat er vielleicht deswegen jetzt so kühl und abweisend? Mit dieser letzten Annahme hatte Agnes nicht ganz unrecht. Der Talmar fühlte wirklich ein Unbehagen darüber, daß Agnesens Vater ein landverrufener Schelm war, und er konnte trotz aller Mühe dieses Gefühl nicht verbergen. Davon kam auch die größere Zurückhaltung, die er sich dem Mädchen gegenüber auferlegte. Agnes litt schwer darunter. Mehr als einmal wog sie den Gedanken ab, ob es nicht am besten wäre, den Dienst zu kündigen und das Haus zu verlassen. Aber dann würde er wieder streng zu ihr reden und ihr den Vorwurf machen, sie sei unvernünftig und undankbar. Das ertrug sie nicht. Nein, sie wollte auf dem Platze ausharren, stark sein und sich nichts anmerken lassen, wie ihr um's Herz war. Auch wollte sie jetzt ihre Aufopferung im Dienste noch verdoppeln, so daß man ihr unter allen Umständen Hochschätzung und Achtung entgegenbringen müßte. Diesen Vorsatz auszuführen, sollte sie bald Gelegenheit bekommen.

Viertes Kapittel

Die Mutter zieht aus dem Hause.

Im Monat März verschlimmerte sich der wassersüchtige Zustand der alten Bäuerin von Tag zu Tag. Die Geschwulst wuchs und stieg immer weiter gegen das Herz herauf, die Atemnot und die Schwäche nahmen so zu, daß die alte Frau ihr Stübchen nicht mehr verlassen konnte. Halb liegend, halb sitzend kauerte sie in einem Lehnstuhl. Im Bett hielt sie es keine Viertelstunde aus; sobald sie sich niederlegte, kam eine furchtbare Angst und Herzbeklemmung, und die Kranke mußte gleich wieder in eine sitzende Lage gebracht werden. Jeden Tag erschien der Doktor, aber diesmal war er nicht imstande, das Wasser zu entfernen und die Geschwulst zurückzutreiben. Agnes mußte Tag und Nacht bei der Kranken sein, sie heben und legen wie ein Kind und ihr überall eine hilfreiche Hand bieten. Nur ab und zu half sie der Thres, die jetzt die Hauswirtschaft führte, ein wenig in der Küche; aber das dauerte nie lange. Gleich klopfte die Bäuerin im Stübchen wieder, sie wollte keine fünf Minuten allein bleiben. Auch sonst hatte Agnes mit der Kranken die schwere Not. Diese war in der ersten Zeit recht ungeduldig, hatte immer zu tadeln und zu nörgeln und Agnes konnte ihr nichts recht machen. Dadurch ließ sich aber das Mädchen keineswegs aus der Fassung bringen. Still und hingebend verrichtete es seinen Pfegedienst und suchte der Frau jeden Wunsch aus den Augen zu lesen. Nach und nach erlangte es eine solche Übung in der Pflege, daß es jeden Wink der Kranken verstand und gleich wußte, wo es angreifen und wie es helfen sollte, ehe die Frau nur ein Wort ausgesprochen hatte.

Der Bauer war oft den halben Tag bei der kranken Mutter im Stübchen und redete leise mit ihr, schaute auch mit Zufriedenheit und Verwunderung zu, wie geschickt und liebevoll Agnes der Kranken aufwartete. Manchmal wollte er selbst ein wenig beihelfen, er griff es aber so linkisch an, daß ihm die Mutter bedeutete, er solle Agnes allein machen lassen. Hin und wieder flüsterte ihm das Mädchen zu, so und so müsse er anfassen, das und das müsse er tun. Diese Weisungen klangen bittend, und doch so bestimmt und entschieden, daß er seine Freude daran hatte. Etwas beängstigte ihn, nämlich, daß die aufreibende Krankenpflege dem Mädchen zu stark werde. Darum ließ er ein Geschwisterkind der Mutter, eine Muhme, aus dem Nachbarort ins Haus kommen, die Agnes hie und da bei der Kranken ablösen sollte. Allein schon nach einem Tage mußte die Verwandte wieder abziehen; denn die Bäuerin wollte niemanden andern haben als Agnes. Wenn Agnes nur kurze Zeit fort war, wurde die Kranke sehr unruhig, und es ging ihr zusehends schlechter. Auch das Mädchen schien außerhalb der Krankenstube keine Ruhe zu haben. Wenn es in der Kammer war, schreckte es immer wieder aus dem Schlafe empor und lief ängstlich hinab, nach der Bäuerin zu fragen.

Am Ostersonntag wurde der Zustand der Kranken so gefährlich, daß man ihr noch einmal die Sakramente spenden ließ; sie war zu Mitte der Fasten schon mit den Sterbesakramenten versehen worden. An Martin, den Studenten, schickte man ein Telegramm, er solle so schnell als möglich heimfahren. Als der Student gekommen war, schien die Bäuerin ganz zufrieden zu sein. Auch alle Ungeduld wich jetzt von ihr. Sie lehnte still und ergeben da, mit keinem Wort und keinem Zeichen verriet sie jetzt mehr den leisesten Unwillen. Oft schaute sie Agnes mit einem langen, tiefen, dankbaren Blick ins Gesicht. Das Mädchen kehrte sich dann jedesmal weg, und die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen. Etliche Male war der Bauer Zeuge, wie Agnes weinte, und er wunderte sich um so mehr darüber, als sonst das Mädchen die Tränen nicht leicht herzunehmen hatte. Eines Tages hatte die Kranke einen heftigen Erstickungsanfall; sie schnappte hart nach Luft, und Todesangst malte sich auf ihren Zügen. Da griff Agnes in heißem Mitleid nach beiden Händen der Bäuerin und drückte sie, zugleich bließ sie ihr sanft über die Wangen, als wollte sie die Angst fortblasen; dabei flüsterte sie zärtlich:

„In Gottsnamen, Bäuerin, gelt? Alles Unserm Herrn zu lieb! Es geht schon vorüber, ich helf Euch, es wird schon besser."

Der Kranken, die sich langsam wieder erholte, rannen auch die Zähren über die Wangen. Neben dem Bette stand der Bauer, und er mußte sich vor Rührung wegwenden. Später traf er Agnes für einen Augenblick allein im Hausgang. Da trat er an das Mädchen heran und sagte leise:

„Du, was du für meine Mutter tust, das kann ich dir mein Lebtag nicht abzahlen. Vergelt dir's Gott zu tausend Malen."

Agnes, die glührot geworden war, entgegnete eben so leise:

„Ich tu's gern, und alles würd ich tun, wenn ich die Mutter g'rad' besser machen könnt."

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Zur Weihnachtszeit hat die Student Burse zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima um $235.00 zugenommen. $91.00 noch, und das erste Tausend ist erreicht. Das ist zwar noch sehr weit von unserem $6000.00 Ziele, doch es wird schon kommen. Das Göttliche und das Heilige hier auf Erden lebt immer vom Pfennig der Armen. So ist es schon seit Anfang gewesen, und so wird es bleiben. Allen freudigen Gebern ein nachträgliches gottgesegnetes Neues Jahr. Gott vergelte alles.

Bisher eingenommen:		$674.00
Ein Freund,	Raymore, Sask.	1.00
Ein Freund,	Cosine, Sask.	2.00
Mrs. M. Runge,	Orkney, Sask.	1.00
Ein Freund,	North Star, Alta.	2.00
Mrs. Maria Bokenfohr,	Morinville, Alta.	10.00
Mrs. A. Wasser,	Odessa, Sask.	2.00
Joh. P. Schachtel,	Goodsoil, Sask.	50.00
Mrs. Maria Britz,	Marysburg, Sask.	5.00
Ein Freund,	St. Gregor, Sask.	2.00
Joseph Gattinger,	Regina, Sask.	100.00
Mrs. Karl Draude, Sr.,	Naicam, Sask.	2.00
Fred Seiferling, Sr.,	Sedley, Sask.	3.00
Mrs. Franz Dettling,	Friedenstal, Alta.	1.00
Mrs. M. Nestmann,	Toronto, Ont.	2.00
Simon Grubb,	Gull Lake, Sask.	5.00
Ein Freund,	Humboldt, Sask.	5.00
Mrs. Maria Multarzynski,	Beebe, Que.	3.00
Mrs. Franz Schnell,	Gravelburg, Sask.	1.00
Joseph Gallinger,	Macklin, Sask.	10.00
Joseph Kary,	Allan, Sask.	3.00
Magnus Miller,	Beiseker, Alta.	1.00
Johannes Doerr,	Vancouver, B. C.	2.00
Ein Freund,	Grayson, Sask.	5.00
Ein Freund,	Cosine, Sask.	4.00
Franz Rollheiser,	Compeer, Alta.	2.00
Mrs. George Wiesner,	Denzil, Sask.	5.00
Mrs. Anna Maria Fischer,	Cosine, Sask.	2.00
Joseph Ruckli,	Raymore, Sask.	2.00
Alois Kedl,	Paradise Hill, Sask.	1.00
John Schafer,	Paradise Hill. Sask.	1.00
		$909.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

